§ 3

Mitglied der Vereinigung können natürliche und juristische Personen werden. Über die Aufnahme entscheidet der Vorsitzende. Die Gründe einer Ablehnung brauchen nicht bekanntgegeben zu werden.

§ 4

Die Mitgliedschaft erlischt a) durch Tod, b) durch Austritt, c) durch Ausschluß. Mit dem Verlust der Mitgliedschaft erlischt jeder Anspruch an das Vermögen oder an die Leistungen der Vereinigung. Der Austritt erfolgt durch schriftliche Anzeige an den Vorsitzenden der Vereinigung und wird wirksam zum Schluß des Kalenderjahres. Der Ausschluß eines Mitgliedes erfolgt durch den Vorsitzenden mit sofortiger Wirkung ohne Angabe von Gründen.

§ 5

Jedes Mitglied hat die vom Vorsitzenden festgesetzten Beiträge zu entrichten. Es hat das Recht, an den Veranstaltungen der Vereinigung teilzunehmen und Anträge an den Vorsitzenden zu richten. Der Vorsitzende darf in besonderen Fällen die Beiträge ermäßigen oder erlassen.

§ 6

Der Vorstand im Sinne des § 26 des BGB. ist der Vorsitzende der Vereinigung, in dessen Behinderung sein Stellvertreter. Der Vorsitzende führt alle Geschäfte der Vereinigung nach bestem Wissen und Gewissen.

§ 7

Dem Vorsitzenden des Kuratoriums des Deutschen Ahnenerbes e. V., der alleiniges Aufsichtsorgan der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte zu Detmold e. V. ist, steht die Ausübung aller mangels besonderer Vorschriften dieser Satzung nach gesetzlichen Bestimmungen der Mitgliederversammlung zustehenden Rechte, außer über die Auflösung der Vereinigung zu beschließen, zu. Insbesondere stehen ihm folgende Rechte und Pflichten zu:

1. Die Berufung und Abberufung des Vorsitzenden der Vereinigung,
2. ein Kuratorium der Vereinigung zu bilden, das beratende Aufgaben hat, und die Mitglieder des Kuratoriums zu berufen und abzuberufen,
3. Satzungsänderungen zu beschließen,
4. im Falle der Auflösung der Vereinigung über die Verwendung des Vermögens zu bestimmen.

§ 8

Das Recht über die Auflösung der Vereinigung zu beschließen, steht der Mitgliederversammlung zu. Der Auflösungsbeschluß kann nur mit Dreiviertel-Mehrheit erfolgen.

§ 9

Die Einberufung der Mitgliederversammlung erfolgt nach den Vorschriften des § 36 des BGB. Der Vorsitzende ist verpflichtet, die Mitgliederversammlung zu berufen, wenn mehr als die Hälfte aller Mitglieder die Berufung verlangt. Zur Einberufung genügt der Abdruck einer Einladung in der Zeitschrift ‚Germanien‘."

Auf Wortmeldungen zu dem Satzungsantrag wurde allgemein verzichtet. Die verlesenen Satzungen wurden von der Mitgliederversammlung und vom Ausschuß einstimmig unter Beifall angenommen. Der Vorsitzende stellte fest, daß durch Annahme der neuen Satzungen der bisherige Ausschuß nunmehr aufgehoben ist und an seine Stelle das Kuratorium der Vereinigung tritt.

Die Versammlung beschloß darauf einstimmig zu § 7, 1 der Satzungen, den Vorsitzenden des Kuratoriums des Deutschen Ahnenerbes zu bitten, in das Kuratorium der Vereinigung den Reichsstatthalter Dr. Meyer, Professor Teudt und Bürgermeister Keller zu berufen.

In der dann zu Punkt III der Tagesordnung folgenden Aussprache kamen die Ortsgruppenleiter und Mitglieder zu Worte. Die gegebenen und durchgesprochenen Anregungen wurden vom Vorsitzenden zur Erledigung vorgemerkt. Den Ortsgruppenleitern kündigte der Vorsitzende Richtlinien für die Neuorganisation an.

Mit besonderer Genugtuung und unter lebhaftem Beifall wurden die Mitteilungen über die Preisherabsetzung der Zeitschrift sowie die wertvollen Leistungen des Verlages K. F. Koehler und die tatkräftige Förderung seines Betriebsführers Dr. von Hase aufgenommen.

Nach der allgemeinen Aussprache wurde die Versammlung geschlossen. Pl.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 Dezember Heft 12

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Julzeit — heilige Zeit

Nordisch-germanischer Gottglaube lebt seit Jahrtausenden in seinen Sinnbildern. Er lebt unzerstörbar in jenen, die diese Sinnbilder schufen und die in ihnen das große Gleichnis von der ewigen Wiederkehr des Seienden und der Unzerstörbarkeit der lebendigen Kräfte erkannten, mit denen sich das All geschmückt. Mit ihrem Blute und Geiste haben sie das Ahnen von dem großen Geheimnis ihren Nachfahren weitergegeben, die aus den Sinnbildern uraltes Erleben immer von neuem erweckten; die in dem Gleichnis von dem neugeborenen Kindlein das Gleichnis von der Unvergänglichkeit des Lebens erkannten und in der heiligen Mütternacht, wie die frommen angelsächsischen Heiden sie nannten, sich dem ewigen Urquell allen Lebens nahefühlten.

Sinnbilder sind mehr als Zierat, mehr als Symbole im allgemeinen Sinne. Sie sind Abbilder eines innersten Erlebens, in eine Form geprägt, die geheimnisvoll zu dem sprechen, der Blut vom Blute und Geist vom Geiste jener hat, die einst in der Urzeit aus ihrem Welterleben diese Bilder schufen. Darum sprechen sie auch heute noch zu uns, darum wecken sie in uns jenes Urerlebnis, das einmalig und ewig ist, das keiner Psychologie und keiner Entwicklung unterworfen ist, weil es unmittelbar von jenem Punkte der Seele ausgeht, in dem sich das Menschliche mit dem Göttlichen berührt.

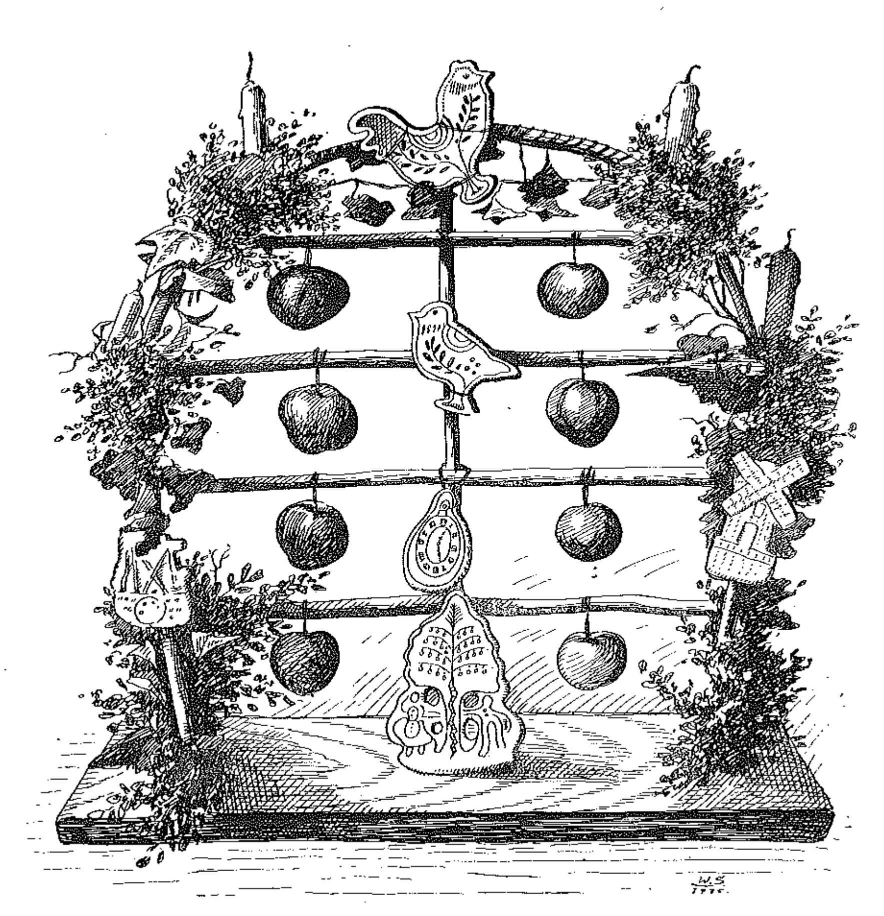
Dieses Urerlebnis ist die Geburt des Lichtes.

Dem Germanen ist alles was uns vergänglich erscheint, ein Gleichnis des großen Unvergänglichen, des Allvaters der Welt, des Lebens und unseres Seins. Unter mancherlei Bildern hat er diese ewige Wahrheit begriffen. Er fand sie im Bilde des wegelosen Wanderers wieder, der gewaltig durch die Lande fährt, und der niemals an ein Ziel kommt, weil sein Ziel ewig in ihm selber ruht. Er fand sie zugleich in dem Bilde von dem Kindlein, das in der goldenen Wiege im dunklen Grabe der Ahnen geboren wird — in der Urzeit, da die Aare schrien und heiliges Naß von den Himmelsbergen zur Erde träuft. Diese Urzeit ist ewig in ihm; zeitlos, und nur in den Zeiten der tiefsten Selbstbesinnung zum

Erleben gebracht. Darum ist ihm das Sterben und Werden eine Bürgschaft des ewigen Seins. Heilige Tage, heilige Nächte aber sind ihm jene Zeiten, in denen dies ewige Sein daran sichtbar wird, daß Tod und Leben sich berühren.

In der Vorzeit, am Rande der Arktis, hat dies Erlebnis den Nordmenschen alljährlich von neuem ergriffen und erschüttert. Wenn die Sonne, seit langem in der Finsternis unter dem Gesichtskreis versunken, zum ersten Male wieder hinter den südlichen Bergen, über dem südlichen Wintermeere aufblitzt, wenn wieder das Licht in der Finsternis scheint, so wird er von übermächtiger Freude ergriffen, und eine frohe Festzeit ist der Wiedergeburt des Lichtes geweiht. Nicht anders erging es dem Bauern in der deutschen Ebene und im Gebirge: wenn ihm das neue Licht neues Leben und neues Wachsen verkündete, so fühlte er sich selbst diesem neuen Leben tief im Inneren verbunden. Der Funke des gottes- und tatfreudigen Lebens ging in ihm auf und erhob die Seele zu freier Tat und zu freiem Werke.

Dies Urlicht hat den Germanen erleuchtet und belebt, wohin er auch kam, um seine Sendung zu erfüllen. Es leuchtete in den jugendlichen Scharen des Volksfrühlings, wenn sie auszogen, dem Licht und dem Leben neues Land da draußen in Utgard zu gewinnen; es leuchtete den Kriegern, die unwandelbar wie die Sonne ihre Bahn schritten, „freudig



Nordfriesisches Weihnachtsgestell
Aus der Sammlung „Deutsches Ahnenerbe" (von Herman Wirth)
Aus Hans Strobel. Bauernbrauch im Jahreslauf (Verlag Koehler & Amelang, Leipzig)

wie ein Held zum Siegen". Die nordischen Scharen haben es mitgebracht, als sie auf ungeheurer Weitfahrt bis in das Land von Iran kamen, und als sie den Hindukusch überstiegen.

Unvergängliche Geisteswerke kündeten dort von dem hohen Lichtglauben, der die reisigen Scharen begleitet hatte, und der nun wie aus einem Spiegel, freilich mit mancherlei Trübungen und Verzerrungen, in die nordische Heimat zurückstrahlte, als die große Götterdämmerung über dies Land der lichten Freiheit hereingebrochen war. Und weiter zeigt uns die Geschichte ein erschütterndes Bild: wie die reisigen Krieger des Nordens, von einem jugendlichen Hünen geführt, in der Grotte von Bethlehem das suchten, was doch bei ihnen selbst in der goldenen Wiege in nordischer Urzeit geboren war.

An alle SS-Führer!

Ich schenke Ihnen diesen Jul-Leuchter. Er ist nachgebildet nach einem alten aus früher Vergangenheit unseres Volkes überkommenen Stück.

Seine Lichter sollen brennen in der Nacht der Jahreswende, nach unserem heutigen Gebrauch, vom 31. Dezember zum 1. Januar.

Das kleine Licht, das unter dem Leuchter steht, brenne als Sinnbild des zu Ende gehenden Jahres in seiner letzten Stunde.

Das große Licht flamme auf im ersten Augenblick, da das neue Jahr seinen Gang anhebt.

Es steckt eine tiefe Weisheit in dem alten Brauch.

Möge jeder SS-Mann das Flämmchen des alten Jahres reinen, sauberen Herzens verlöschen sehen und erhobenen Willens das Licht des neuen Jahres entzünden können.

Das wünsche ich Ihnen und Ihrer Sippe heute und in alle Zukunft.

Heil Hitler!

H. Himmler

Widmung des Reichsführers SS an seine SS-Führer

Das Licht von Norden aber hatte niemals aufgehört zu strahlen. Es leuchtete den kühnen Wikingen, wenn sie über den dunklen Schlund des Meeres ihre Kiele zu weltweiten Fahrten lenkten. Es leuchtete den Bauleuten, die aus altem, heiligem Wissen gewaltige Hallen schufen, so wie einst ihre Ahnen gewaltige Steine zu Totenhäusern für die Ahnen und zu Denkmalen ihres unvergänglichen Lebens aufgetürmt hatten. Und es strahlte in jenen deutschen Männern und Frauen, die abseits von einer fremdgeistigen Veräußerlichung das Göttliche in sich selber suchten und es in dem „Fünklein" wiederfanden, von dem der Meister Ekkehard und die anderen deutschen Mystiker sprechen.

In mancherlei Bildern hat das fromme Gemüt des Volkes die Wiedergeburt des Lichtes erlebt und von ihm gedichtet. Eines der ältesten und unvergänglichsten ist jenes von dem neugeborenen Kindlein in der goldenen Wiege, weil es dem Glauben an das sonnenhafte göttliche Leben in der Sippe wunderbaren Ausdruck gibt. Ein anderes ist das von dem wintergrünen Baum, der das Leben durch die Jahresnacht bewahrt und in den Lichtern an seinen Zweigen von neuem aufflammen läßt. Und ein drittes Bild, viel besungen in Sage und Märchen, ist die Jungfrau mit dem goldenen Haar, die in einen dunklen Turm geschlossen ist, um nach der Gefangenschaft, strahlend und leuchtend von neuem Leben, wieder auf den Zinnen zu erscheinen. Dieser Turm, in Ton gebildet, gehört zu den schönsten Sinnbildern unserer Weihnachtszeit. Ihn schmückt das Jahresrad, das heilige Jul, und das Herz, das Sinnbild germanischer Gottinnigkeit. Unten im Turme brennt ein kleines Lichtelein, das Sinnbild des Lebens in der Finsternis, bis mit dem Beginn des neuen Jahres und der Lichtwende das große Licht oben auf dem Turme entzündet wird.

So mag es einst in der Vorzeit auf den Türmen unserer Ahnen gebrannt haben, von denen nur noch eine einzige gelehrte Nachricht, aber viele Sagen und Märchen und vor allem diese Turmleuchter im Volksbrauch künden. In diesem Sinnbild haben germanische Heldengesinnung und tiefe Gemüthaftigkeit ihren gemeinsamen Ausdruck gefunden. Sie

leben heute noch in unserem deutschen Weihnachtserlebnis, an dem kein Fremdgeist jemals etwas hat verdrehen und verdunkeln können. Und weil die Schutzstaffel Adolf Hitlers vor allem die höchsten Werte der deutschen Seele zu schützen berufen ist, so hat der Reichsführer SS diesen Julleuchter als Weihnachtsgeschenk für seine SS-Führer gewählt.

Denn wir werden nur dann einen ehernen Wall gegen alle fremdgeistige und bolschewistische Zersetzung bilden, wenn wir seine Fundamente in den Tiefen der deutschen Seele bauen. Es gilt, mit offenem Auge und mit liebendem Verständnis den Spuren nachzugehen, den deutscher Geist und sein tiefstes Erleben seit der Urzeit in unserem Boden, in unseren Bildern, im Dichten und Trachten unseres Volksgemütes gezeichnet haben — um auf ihnen wieder zu Blut und Geist der Väter zurückzufinden und daraus eine helle, neue, sonnenhafte Zukunft zu bauen.

Die frohe Botschaft, die uns die Ahnenseele verkündet, ist in uns auch in den dunkelsten Zeiten unserer Geschichte nie ganz verstummt. Auch die Riesengeschütze des großen Krieges haben sie nicht zum Schweigen bringen können. Wir erinnern uns noch alle, daß wir damals den Krieg nicht nach dem Tage seines Ausbruchs zählten, sondern nach den Weihnachten, die seine Dauer am fühlbarsten kennzeichneten. Unvergeßlich ist uns jene kalte Novembernacht bei einem brabantischen Dorfe, da wir, ein Haufe von Versprengten und von vertriebenen Deutschen mit Frauen und Kindern, um ein Feuer standen, als die letzten Reste irgendeiner Regimentskapelle Weihnachtslieder anstimmten. Es waren nicht die schlechtesten Soldaten, deren Erschütterung über das Unglück des Vaterlandes sich jetzt in dem einen Gedanken löste: Weihnachten wieder daheim zu sein. Denn gerade sie waren um die Jahreswende schon wieder dabei, als es galt, sich mit den Horden der Auflösungszeit herumzuschlagen und aus den Trümmern ein neues Deutschland aufzubauen.

Den Kampf darum haben wir auf *unserem* Gebiete fortgesetzt; im Kampfe darum haben wir einst diese Zeitschrift gegründet und uns zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammengefunden mit dem einen Ziel: die Erneuerung der deutschen Seele aus ihren ewigen Wurzeln.

Hugin und Munin.

Herkunft und Sinn des Lichterbaums

Von Otto Huth

Uns mutet es heute sehr sonderbar an, daß der lichtergeschmückte Weihnachtsbaum erst seit dem 18. Jahrhundert bezeugt ist. Wir können uns ein deutsches Weihnachtsfest ohne den Tannenbaum nicht denken und neigen daher von vornherein dazu, in diesem Lichterbaum ein altes germanisches Erbgut zu sehen. Aber die Volkskunde weist streng darauf hin, daß solche Vermutungen reine Phantasien seien. Zwar gebe es Vorformen unseres Weihnachtsbaumes, die bis ins germanische Heidentum zurückreichen, aber der immergrüne Lichterbaum sei erst spät entstanden. Man müsse Lichter und Immergrün zunächst jedes für sich betrachten; dann erkenne man, daß beide nur zwei Arten der in vielfältiger Weise in der Zeit der zwölf Spuknächte des Mittwinters betriebenen Gespensterabwehr seien. Wie Räuchern, Lärmen, Glockenläuten soll auch das Immergrün (Buchs, Eibe, Wacholder, Tanne usw.) und das die ganze Nacht brennende Licht die „Dämonen" vertreiben. Dieser Brauch des Weihnachtslichtes, das nicht auf den Baum oder Zweig gesteckt wurde, habe dann im Norden und Osten Deutschlands zu dem Weihnachtsleuchter und der Lichterkrone usw. geführt, die angeblich erst spät mit immergrünem Laub geschmückt wurden. Nur im Alemannischen des Oberrheins habe man dies gespenstervertreibende Licht auf den immergrünen Baum gesetzt. „Vielleicht war es damals (im 17. oder 18. Jahrhundert) schon ein mehr ziermäßiger Gedanke, der zwei altgewohnte Erscheinungen, Weihnachtsgrün und

Weihnachtslicht, zu einer Einheit verschmolz," So etwa stellt in einer scharfsinnigen Abhandlung Otto Lauffer die Entwicklung des Weihnachtsbaums dar. Doch seine Schlußfolgerungen sind falsch, so gut begründet sie auf den ersten Blick erscheinen mögen.

Lauffer stellt zu Beginn richtig fest, daß der Weihnachtsbaum mit seinen Anfängen ursprünglich in den Vorstellungskreis der zwölf Nächte der Mittwinterzeit gehört und aus diesem gedeutet werden muß. „Erst dann, wenn man sich an den aus germanischen Überlieferungen entstandenen volkstümlichen Glauben der Mittwinterzeit erinnert", gewinnt man „den richtigen Ausgangspunkt in der Beurteilung der Gesamtentwicklung." Leider hat Lauffer nun aber diese Mittwinterzeit nur als Gespensterzeit aufgefaßt und damit sich von vornherein den Weg zum Ursinn des Lichterbaumes versperrt. Die Mittwinterzeit ist allerdings auch Gespensterzeit, aber sie ist dies nicht ursprünglich und nicht ausschließlich. Das germanische Julfest war zwar auch Totenfest, und die Ahnenseelen kamen in dieser Zeit zu den Lebenden, aber nach ursprünglich indogermanischer Anschauung sind diese Ahnenseelen keine bösen Gespenster, sondern helfende und schützende Geister, die den Göttern nahestehen und die selber Götter heißen können. Heidnischer Frommsinn ehrt sie und ruft sie herbei, will sie keineswegs verscheuchen. Um diese Wintersonnenwendezeit gehen auch die Götter um, und erst christliche Missionspredigt hat Götter wie Ahnenseelen zu ausschließlich bösen Geistern erniedrigt. In einer tiefen völkischen Schicht des Brauchtums der Wintersonnenwende finden wir selbst noch in christlicher Zeit die Bemühung, die „Dämonen" herbeizulocken und keineswegs abzuwehren: *die Götter und Ahnenseelen bringen den Segen, der allein menschliches Werk fruchtbar werden läßt* (vgl. hierzu Arndt, Nordische Volkskunde, 1936, S. 47 ff., insbes. 49).

Das mag hier genügen, um Lauffers Ansatzpunkt als verfehlt nachzuweisen. Grundsätzlich hat Lauffer den richtigen Ausgangspunkt zwar gesehen, ihn aber sofort auch schon verloren; ebenso hat er den Blick aufs Ganze gefordert, aber selbst nur Teile erfaßt und zudem wesentliche Züge der Volksüberlieferung, die unbedingt zu berücksichtigen gewesen wären, beiseite gelassen. Auch versagt seine Deutung an einem wesentlichen Punkt. Er muß gestehen, daß er nicht ermitteln könne, „wie die Verbindung der Grünzweige mit Äpfeln und Nüssen, Backwerk und Näschereien zustande gekommen ist". In der Tat müssen die „Dämonen" Lauffers, die durch Äpfel und Nüsse und Honigkuchen sich abschrecken lassen, höchst unsympathische Gesellen sein. Lauffer hat hier die Kleinigkeit nicht bemerkt, daß Äpfel, Nüsse und Honig Götterspeise sind.

Wir sind Lauffer gegenüber der Ansicht, daß *der immergrüne Baum mit Lichtern und Blumenblüten, mit Äpfeln und Nüssen, mit Honiggebäck und glänzendem Schmuck ein ursprüngliches Ganzes* ist, das nicht aus Teilen zufällig zusammengeflickt wurde. *Ein Sinn erfüllt das Ganze*, und das ergibt sich nicht aus sinnlos-zufälligen „Entwicklungen". Die verschiedenen Formen des Weihnachtsbaumes, der Weihnachtspyramide, der Lichterkrone, des blühenden Zweiges (Barbarazweig) sind nur Wechselformen eines Ursymbols. Insbesondere muß man beachten, daß *Blütenbaum und Lichterbaum sinnbildergleich (symbolidentisch) sind*: diese Erkenntnis allein ist der Schlüssel zum Ursinn des Weihnachtsbaumes. Blüten sind Spiegelbilder der Sonne, Flammen, mit denen die Erde die Sonne anbetet. Es gibt Blumenblüten, die dem Lauf der Sonne folgen („Helio-trop", d. i. Sonnenuhr, nämlich Sonnendrehung). Die Blüten haben häufig Sonnen- oder Sternen- und Flammennamen (Sonnenblumen; Sternenblumen; Astern; Phlox, d. i. Flamme; „Kerzen" der Kastanie usw.). Wer die Dichtersprache, die die alte Symbolsprache bewahrt, einmal daraufhin beachtet, findet leicht hunderte Beispiele für die Sinnbildgleichheit von Blüte und Licht. In dem wundervollen Gedicht „Liebesfeier" von Lenau heißt es: „Der Lenz hat *Rosen angezündet*." Übrigens hat bereits Mannhardt darauf hingewiesen, daß Blüten und Lichter im Volksglauben einander „wechselseitig vertreten können". Zum

Beispiel heißt es in einer Sage: „*Die Kerze* (in der Hand der weißen Frau) *ist eine Blume gewesen.*“

An Stelle des Lichterbaumes finden wir auch den Blütenbaum oder Blütenzweig im völkischen Brauchtum der Weihnachtszeit. Vielfach werden noch heute am Barbaratag (4. Dezember) Kirschzweige geschnitten und im Zimmer in Wasser gestellt. Es gilt als gutes Zeichen, wenn sie am Weihnachtsabend blühen und aus der Art des Blühens wird geweissagt. Diese Zweige werden auch geschmückt wie der Weihnachtsbaum. Sehr wichtig ist nun, daß viele Volkssagen von blühenden Bäumen der Mittwinterzeit zu erzählen wissen; darunter sind wieder die Sagen besonders bedeutsam, die von Bäumen berichten, die in der Weihnacht zugleich Blüten und Früchte tragen: das sind Sagen vom „Weihnachtsbaum“, denn der Blütenbaum und der Lichterbaum ist ein und derselbe. Hält man den Glauben an die blühenden Bäume und den Brauch des Blütenbaums für „uralt“, dann ist es auch der Lichterbaum. Außerdem wird wohl deutlich geworden sein, daß die Lichter nicht allmählich dem Baume näher gerückt sind, sondern daß seine Blüten ursprünglich zum Baum gehören wie seine Früchte. *Der Weihnachtsbaum ist der Blütenbaum, der zugleich Früchte trägt:* es ist der Jahr- und Weltbaum, ein Sinnbild des ewig-jungen und ewig-früchtestreuenden Lebens. Diese Früchte (Äpfel, Nüsse, Honig) sind Götterspeise, die ewige Jugend, Göttlichkeit verleihen. Ebenso ist das Immergrün des Baumes Bild ewiger Jugend und unerschöpflicher Fülle. Als Segenszweig vermag der immergrüne Zweig allerdings auch Schädliches abzuwehren; aber er ist zunächst einmal Bild größter Lebensstärke. — Diese Sinnbilder völkischen Brauchtums sind ebenso einfach wie tief und jeder vermag sie zu verstehen (ausgenommen allein den Übergelehrten). —

Baumleuchter in Klosterneuburg

Die Sonnenwenden waren die Hauptfeste des germanischen Altertums; man sollte daher ihr Brauchtum nie getrennt betrachten, denn im Grunde stimmen beide Feste in ihrem Sinnbilderbestand überein und die Überlieferungen vermögen sich daher wechselseitig zu ergänzen. Diese Wendepunkte des ewigen Kreislaufs des Jahres, in dem Werden und Vergehen, Frühling und Herbst, Blüte und Frucht immer wieder einander folgen, sind gewissermaßen die Verschmelzungspunkte des Auf- und Abstiegs, des Werdens und Vergehens, in ihnen vollendet und schließt sich das Jahr und beginnt aufs neue. Die Wintersonnenwende ist das Neujahrsfest, das Fest des Todes und der Geburt der Sonne und damit das Fest der Erneuerung der Weltschöpfung; die Sommersonnenwende ist nur das kleine Spiegelbild der Wintersonnenwende. Das Kultfest der Sonnenwende ist ursprünglich

der Ausdruck des Erlebnisses der Welterneuerung; in der heiligen Begeisterung der Feststimmung offenbart sich dem glühenden Herzen des Menschen das „goldene Herz der Welt“: daher die strömende Glanzfülle dieses Festes, daher die Verbindung mit den Ahnenseelen und die Möglichkeit der Weissagung. Das Kommende meldet sich an; wer in die Tiefe des Weltgeschehens, wo das Schicksal wächst, zu schauen vermag, vernimmt die Zeichen der Zukunft. — *Der früchtetragende, immergrüne Lichterbaum ist ein herrliches Sinnbild dieses größten germanischen Kultfestes.* Wie war es möglich, daß dies verkannt wurde? Unsere Gelehrten glauben nur dann wissenschaftlich zu verfahren, wenn sie „Entwicklungen“ annehmen, selbst wenn die spärlichen literarischen Belege keine ausreichende Handhabe dafür geben. Statt aufs Ganze zu sehen, den Sinn des Ganzen zu beachten und die großen Zusammenhänge aufzuspüren, zerstückt man das ohnehin schon kümmerlich Überlieferte und flickt die Teile notdürftig zusammen. — Daß für den Lichterbaum kein Beleg über den Beginn des 18. Jahrhunderts zurückreicht, beweist gar nichts für das Alter des Brauches. Gerade im Alemannischen, wo die ältesten Belege herstammen, können wir ja beobachten, daß die Kirchen den Brauch befehdeten. Der „Paradiesbaum“ (mit Äpfeln und Schmuck versehener immergrüner Baum) mittelalterlicher Weihnachtsspiele ist als eine Verkirchlichung völkischen Brauchtums anzusehen. Unser Weihnachtsbaum ist nicht aus dem „Paradiesbaum“ herzuleiten, sondern beide sind als Abzweigungen des alten germanischen Julbaumes aufzufassen, der uns literarisch nicht bezeugt ist, den wir aber mit Bestimmtheit erschließen können. Auch der Maibaum und die Sonnwendstange ist urgermanisch und daran zweifelt wohl niemand, obgleich wir auch dafür keine schriftlichen Belege haben. Daß die Lichter ursprünglich zum Baum gehören, wird übrigens dadurch bestätigt, daß mitunter auch Maibaum und Sonnwendbaum mit Kerzen oder Öllichtern versehen sind. Die Zeugnisse dafür stammen aus den verschiedensten Gegenden, und diese Form des Jahrbaums muß daher früher viel weiter verbreitet gewesen sein.

Im hansischen Brauchtum in Reval und Riga ist der Tannenbaum mit Rosen als Weihnachtsbaum im 16. Jahrhundert nachweisbar; diese Sitte verschwand dort, da die protestantische Geistlichkeit sie bekämpfte, und erst im 19. Jahrhundert kommt dann der Weihnachtsbaum wieder ins Baltikum. Bezeichnenderweise kennt die hansische Überlieferung auch einen bei feierlichen Gelegenheiten verwandten Leuchter, der „Baum“ genannt wird. Leider wird er nicht näher beschrieben; hier hätte die weitere Untersuchung einzusetzen. Es soll daher ein Hinweis wiederholt werden, den Haberlandt in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde (1936, S. 34) gab: „Im Stift Klosterneuburg bei Wien steht ein solcher (Lichterbaum) gegenüber dem Verduner Altar, gewaltig aus Bronze gegossen und wohl noch aus dem 11. Jahrhundert stammend. Er harrt der Bearbeitung durch einen Forscher der Volks- und Altertumskunde, was die Frage ein Stück weiter fördern könnte.“ Dabei wäre übrigens auch der Baumleuchter in der St. Kunibertkirche zu Köln zu beachten. Wie beim Paradiesbaum alttestamentliche Überlieferung unter dem Einfluß der Kirche mit der germanischen verknüpft wurde, so offenbar auch bei den sonderbaren Baumleuchtern der mittelalterlichen Kirchen. Der siebenarmige Leuchter des Alten Testaments ist nebenbei bemerkt auch ein Baumleuchter, die Träger der Öllichter haben die Gestalt von Mandelbaumblüten. Gunkel zeigte, daß dieser Kultleuchter den Weltbaum darstellt, und Wirth machte seine indogermanische Herkunft wahrscheinlich. —

Beachten wir den Sinngehalt und die großen Zusammenhänge, so scheint der Schluß unausweichlich, daß der Lichterbaum urgermanisch ist. Der lichter- und früchtetragende Baum ist der Baum der Fülle, der Glanz und Fruchtbarkeit verleiht. Er schenkt Verjüngung, Erneuerung, Göttlichkeit; denn Göttlichkeit ist ewige Jugend und leuchtender Glanz. Die Götter heißen im Germanischen die „Leuchtenden“, und göttliche Abstammung verrät das leuchtende Auge des Helden. Diese Leuchte ist eine von innen hervorbrechende

Lohe, das Offenbarwerden der Flammenseele. Wer in diese letzten Geheimnisse der germanischen Götter- und verborgenen Heldenmythe sich vertieft, der wird schließlich einsehen, daß *das Urbild unseres weihnachtlichen Lichterbaumes im Mittelpunkt des eddischen Weltbildes steht:*

„Eine Esche weiß ich / heißt Yggdrasil. / Den hohen Baum / umfließt leuchtender Glanz (aus inn hvita aure). / Von dort kommt der Tau, / der in Täler fällt. / Immergrün steht er / am Brunnen Urds“ (Gesicht der Seherin).[1]

Die Springerle, eine alte Backwerksitte in Süddeutschland

Von Lore Bidlingmaier

Vielleicht ist man beim Ansehen der Bilder einen Augenblick im Zweifel, was man eigentlich vor sich hat, und ist erstaunt, zu erfahren, daß es sich um ein eigenartiges Backwerk handelt, das nicht nur jahrhundertelang zur Feier des Weihnachtsfestes, der Wintersonnenwende gehörte, sondern das auch heute noch um diese Zeit in jedem schwäbischen Haushalt eine Selbstverständlichkeit ist.

Vielfach ist in den letzten Jahren jene Erklärung der Sitte schon recht bekannt geworden, daß die „Springerle“ auf Wodan, den Reiter und Springer, zurückgehen und daher ihren Namen haben sollen. Ihm wurden ursprünglich zur Wintersonnenwende Tieropfer gebracht, und dieser Brauch soll von der späteren Sitte, die Tiere nur noch in Teig zu backen, abgelöst worden sein. Dazu gesellte sich eine Reihe von Backformen anderer glück- und lebenbringender Symbole, die alle auf die Feier der Sonne als Lebensbringerin zurückgehen.

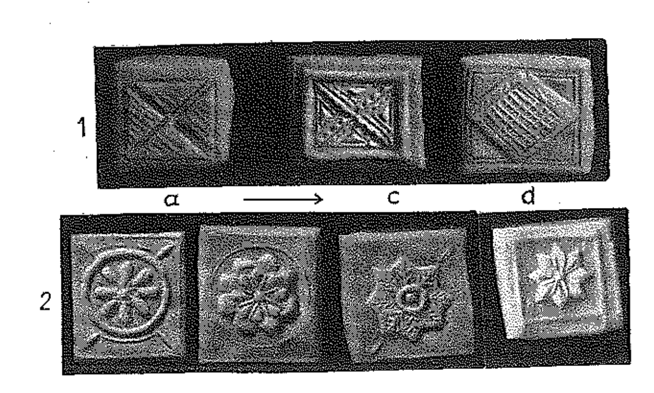
Zu diesen Springerle nun finden sich überall in Schwaben überaus viele ältere und neuere Backformen aus Holz und Ton. Die nachfolgenden Bilder stellen nur einen kleinen Ausschnitt dar, in dem versucht wurde, etwas Wesentliches zu bringen. Und das Wesentliche ist uns, in der zäh überlieferten Sitte Erinnerungen zu finden an alte, vorchristliche Vorstellungen aus germanischem Geistesleben oder solche echt deutsche, die als Symbol überzeitliche Bedeutung bewahren. Eben darum wurde auf die teilweise sehr hübschen und lebendigen zeitgenössischen Darstellungen, die immer gegenüber den anderen in der Überzahl sind, fast ganz verzichtet (ausgenommen z. B. I, 10b, ein klassizistisches Urnengrab als Hilfsmittel zur Zeitbestimmung).

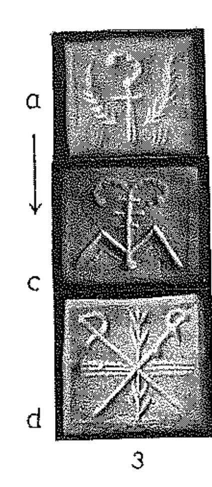
Doch bei jenen, die Reste alter Symbole zu tragen scheinen, stoßen wir bei dem Versuch genauerer Bestimmung auf große Schwierigkeiten: wurde doch mit dem Eindringen der Antike und des Christentums vieles verwischt, es litt dadurch die Klarheit der Form. Dazu kommt, daß viele der vorhandenen Motive zugleich im germanischen wie auch z. B. im griechischen Mythos und überhaupt bei allen indogermanischen Völkern in ähnlicher Art geläufig sind und sich so Verwandtes mit Verwandtem mischte (z. B. III, 18[1]). Wenn wir dies auch nicht als zerstörend empfinden müssen, so stört es doch die Klarheit germanischer Überlieferung.

Die ältesten Formen, die sich finden ließen, sind nicht früher als im 16. Jahrhundert entstanden, und gerade die Bildchen, die noch alte Vorstellungen zu tragen scheinen, sind oft viel jünger (z. B. die Kleinbilder von I vom Anfang des 19. Jahrhunderts). Wir

[1] *Schrifttum:* A. Tille, Geschichte der deutschen Weihnacht, L. 1893; L. Weiser, Jul, Stuttgart-Gotha 1923; O. Lauffer, Der Weihnachtsbaum, B. 1934; F. A. Redlich, Ein neuer Beitrag zur Geschichte des Weihnachtsbaumes (Hansisches Brauchtum in Reval und Riga), Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1935, Heft 3/4. Bei Weiser und Lauffer ist weiteres Schrifttum angegeben. Über den Ursinn der Sonnenwende vergl. Huth, Janus, Bonn 1932.

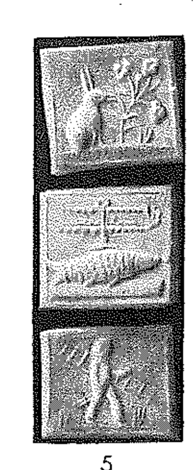
Baumleuchter im Stift Klosterneuburg bei Wien

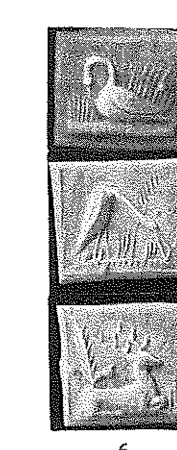


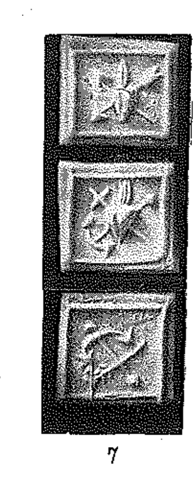


3

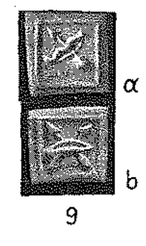

4


5

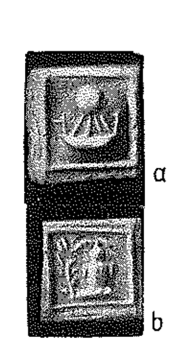

6


7


8



9



10


11

sehen daraus, daß das Alter der Form an sich eine geringe Rolle spielt, daß vielmehr der Bildinhalt allein wichtig ist. Wir müssen aber annehmen, daß wohl schon im 16. Jahrhundert nicht mehr alle Bildinhalte, die sich bis dahin hatten erhalten können, völlig verstanden wurden; sondern von dem, was einst geheiligtes Symbol war, bestand oft lediglich noch die Vorstellung als von etwas Lebens- und Glückbringendem, wie es uns z. B. scheint, als ob der ehemalige Juleber nur noch im Ausdruck und der Bedeutung des Glückschweinchens weiterlebe. So stehen wir auch heute wieder fragend vor Bildchen, die vor nicht zu langer Zeit noch etwas Selbstverständliches waren (z. B. 4a und 4d, 5b, Fisch und Schiff).

Gerade darum sollte jedoch auf schwer erklärliche Bilder nicht verzichtet werden. Aber wir sind gezwungen, uns mit Andeutungen zu begnügen, wenn wir jetzt die Bilder genauer ansehen:

I. Sämtliche kleine Bilder gehören zu zwei großen Formen vom Beginn des 19. Jahrhunderts, von denen der eine 104, der andere 77 solche kleine Schnitzbildchen trägt, die als Springerle für die Puppenstuben der Kinder gedacht sind. In natürlicher Größe sind sie etwa doppelt so groß.

1: Einfache, „geometrische“ Ornamente, **a** und **b** an die römische X erinnernd. Kann man bei allen dreien mit Recht an formgleiche Runen denken?

2: Rosetten und Sterne mit der Zahl 8, die auch im nordischen Julgebäck eine Rolle spielt. Vielleicht ist die Verzierung von 2**c** mit Zweigchen auffällig.

3**d**: Sollte dieser Bischofsstab zwischen grünenden Zweigen erst ein neu eingeführtes, christliches Symbol sein? Wieviel dunkler mutet uns noch der doppelte Stab zwischen zwei Zacken 3**b** an! Als Drittes zwei gekreuzte Degen über einem senkrechten Zweig: Will uns das nicht an die gekreuzten Kurschwerter des Meißner Pozellans erinnern?

4, 5, 6 bringen Sinnbilder: 6**b** Adebar, der Storch, der Lebensbringer — 5**a** der Hase, das Tier der Fruchtbarkeit (Osterhase!) — 4**c** der Hund als Sinnbild der Treue — 4**a** Fisch, 4**b** Schwein, 4**d** Schiff als Glücksbringer, dazu gesellt sich 5**c** der Schornsteinfeger. Auffallend ist 5**b**: ein anderer Fisch, der auf seinem Rücken eine Art stilisierten Baum trägt, wie überhaupt der Baum oder auch nur Zweige in ähnlicher Stilisierung eine große Rolle spielen (vgl. 2**c**, 3**a**, 3**c**, 6**b**, 7**c**, 12, 13, 15, 16, 18 und auch bei 21 der Baum links). Sie gelten vielfach als Symbol des neu sprießenden Lebens, das die wiederkehrende Sonne weckt.

Dazu 6**a** Schwan und 6**c** Hirsch als germanische Göttertiere.

7: zeigt einige aus einer großen Zahl ähnlicher, sehr volkstümlicher Darstellungen: 7**a** Herz mit Pfeilen, 7**b** Herz, Anker, Kreuz als die christlichen Symbole Glaube, Liebe, Hoffnung, die genau in der Art auf bäuerlichem Schmuck überaus verbreitet sind. 7**c** Anker mit Zweig. Dazu gehört

9: Pfeile mit Bogen, die insofern mit der Jahreswende beschwörend in Zusammenhang stehen sollen, als man damit einst über die Felder schoß, um die Saaten anzufeuern, was im heutigen Neujahrsschießen nachklingt.

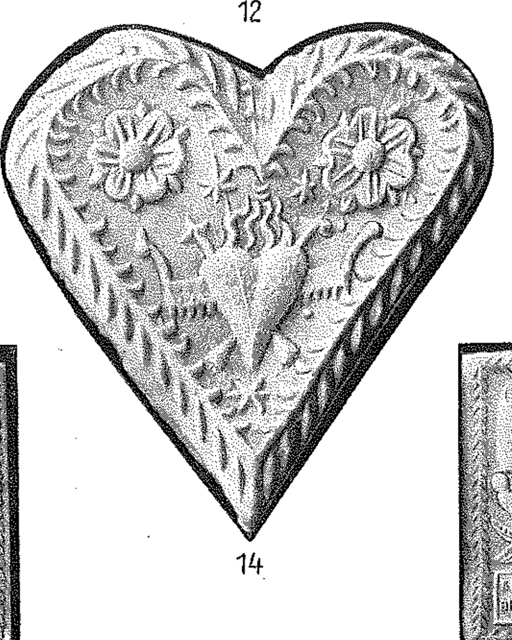
10**a**: als Gegenbeispiel ein Schiff ganz ohne Geheimnisse: Die Montgolfière nämlich, der 1. Luftballon von 1783, der als Sensation Abbildung fand und öfters vorkommt.

10**b**: ein klassizistisches Urnengrab, noch ein Bild zur Zeitbestimmung.

8: Alphabet-Tafel aus dem 17. Jahrhundert, vermutlich aus einem Kloster stammend. Man kann die Meinung hören, es sei darin etwas Ganzes, d. h. Zusammenfassendes und den Jahreslauf Beschließendes zu sehen. Fällt uns dabei nicht das alte Weihnachtslied „In dulci jubilo“ ein, wo es heißt: „Du bist A und O“? So wäre die sinnbildliche Verwendung des Alphabets nichts Neues, auch die Runenreihe ist als „heilige Reihe“ in ähnlichem Sinne verwendet worden.



12



14

13

15

11: Dame in Ulmer Tracht aus dem 17. Jahrhundert, die des eigenartigen Rades halber aufgenommen wurde.

II. 12: Herz aus Ulm, in städtisch feiner Ausführung; wieder sind Fische vorhanden.

14: Herz in bäuerlicher, etwas unbeholfener Form von der schwäbischen Alb.

13. Reitendes Paar mit eigenartigem Kopfschmuck, in der Ecke ein Gitter (vgl. 1c).

15: Nun ein auffallendes, uns grob anmutendes Bild, das in eigenen Worten von neuem Leben spricht: „Reifröck und Hose bringen diese Rose" — diese Rose, deren Zweigen je ein Wickelkind entsprießt.

III. 16 und 19 bringen solche Wickelkinder alleine, ein häufiges Motiv.

17: Einhorn: Wieweit hinein in die deutsche Märchenwelt werden wir von diesem Fabeltier, dem „Sinnbilde der Unbeflecktheit", geführt? Seltsam entsprießt seinem Rücken eine Blume; der Baum hat seine Wurzeln im Boden. Dazu

21: ein anderes Märchenbild, wie ein Kindlein nach dem anderen von einer Frau aus dem Wasser gefischt wird, dem „Kindlesteich", der eine ganz geläufige Vorstellung ist.

18: Wenigstens bei diesem Bild wollen wir etwas verweilen. Dieser Hahnenreiter nämlich stellt eines der wenigen Motive dar, denen man schon genauer nachgegangen[1] ist und zu dem sich Erstaunliches fand: Auf zahlreichen antiken Gemmen ist der Hahn allein, beritten und in allerlei Zusammenstellungen dargestellt (die Gemmen wurden in Fingerringen oder als Halsschmuck als eine Art Amulett getragen). Dazu erscheint mitten in Schwaben eine solch berittene Hahnenfigur in dem „Schiermaiers Guller", einem alten, kunstvollen Kostüm mit geschnitzter Gesichtsmaske aus den Rottweiler Fastnachtsumzügen, das als eines von vielen anderen von einem Erwachsenen getragen wurde und wird. Heute noch finden nämlich diese Umzüge nach alter Art alljährlich an der Fastnacht statt. Zweifellos sind sie eine unbewußte Fortsetzung uralter germanischer Prozessionen zur Feier des Frühlingsanfanges. Ganz abgesehen von diesem mehrfachen Vorkommen spielt der Hahn in der mittelalterlichen Astrologie als Attribut des Planetengottes Merkur eine große Rolle. In den antiken Formen wie in der deutsch-germanischen Gestalt ließ sich der Hahn als Symbol der Fruchtbarkeit und der Streitbarkeit leicht erkennen und scheint in diesen Eigenschaften eine große Bedeutung als Segenssymbol besessen zu haben. So lag es nahe, bei diesem Auftreten des Hahnes an Stellen, die zeit- und wesensverschieden sind, auf ursprünglich gemeinsame Symbolik und gemeinsamen Kult in vorgermanischen und vorgriechischen Zeiten zu schließen. — Unserer bisherigen Symbolik des neuen Lebens fügt sich dieses Bild der Fruchtbarkeit dem Sinne nach ja leicht ein und so sehen wir bei unserer Hahnenreiterin, so zeitgebunden ihr Anzug auch sein mag, ein wenig klarer in Tiefen zurück, die uns bei den anderen verschlossen bleiben mußten. Angeführt sei noch, daß bei gewissen Darstellungen der Hahn sogar menschliche Gesichtszüge trägt.

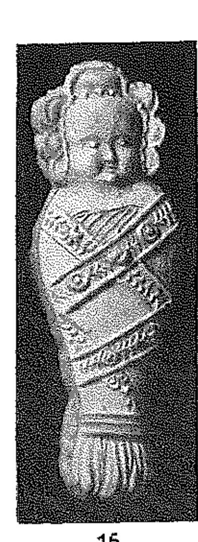
20: ein Mädchen holt Wasser am Brunnen, wobei uns der Brunnen wichtig ist. Heute noch wird auf dem Lande an Neujahr darüber geblasen, ein Zeichen, daß daran noch ein Rest alten Glaubens hängt.

22: Altdeutsche Spinnerin, noch mit Spindel.

23: Der erlöste Jonas steigt aus dem Walfisch —: ein Beispiel zum Schluß von vielen gleichartigen, aber eines, das, wenn man so will, auch ein Motiv der Rückkehr des Lebens zeigt.

Wir sind am Ende unserer kurzen Bilderreihe, die in ihren sinnbildlichen Darstellungen von zerbröckelten, verschwommenen Überlieferungen nicht vieles bringen konnte, die aber hier und da einen kleinen Blick öffnen wollte in eine lebendige Vergangenheit, die unser Eigentum ist.

[1] Genaue Bearbeitung dieses Motivs findet sich in der Arbeit: Fastnachtsbilder auf Rottweiler Kirchstuhlwangen, von Dr. Walzer, Schwäbisches Heimatbuch, 1935, Stuttgart.



16



17



18

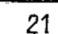


19



20





21



22



23

Die volkstümlichen Gestalten der deutschen Weihnachtszeit

Von Werner Köhler

„Die Anerkennung des antiken Erbes, das in unserer Volkskultur lebendig ist, hat stets zu den stolzesten und freimütigsten Bekenntnissen der deutschen Volkskunde gehört; mit der Geschichte unserer Bildung und Forschung aber hängt es zusammen, wenn dieser Einfluß der Antike meist überschätzt wurde." Unter großer Zustimmung einer sachkundigen Zuhörerschaft hat diese Worte vor kurzem ein junger Leipziger Gelehrter, Prof. Dr. Bruno Schier, auf dem Volkskundetag zu Bremen gesprochen. Sie passen in wesentlichen Punkten auch auf andere Gebiete der deutschen Volkskunde, so auch auf die Geschichte der volkstümlichen Gestalten der deutschen Weihnachtszeit! Wir brauchen in den klugen Worten Schiers „antik" nur durch „christlich" zu ersetzen.

Es wäre töricht und unrecht, den starken Einfluß des Christentums auf Glaube, Anschauung, Sitte und Brauch unseres Volkes zu leugnen oder zu unterschätzen; 700 bis 1200 Jahre teils stiller beharrlicher, teils aber auch eifernder und strafender Einflußnahme kluger Kleriker haben viele vorchristliche Bräuche und manchen alten Glauben entweder völlig verdrängt, oder aber in die Ebene des Geisterhaften hinabgedrängt. Daß wir im Grunde auch heute noch Heiden seien, das ist uns vor gar nicht langer Zeit von kirchlicher Seite aus bei dem Streit um den brennenden Lichterbaum wieder einmal recht deutlich gesagt worden!



Der Kinderfresser. Süddeutsches — nürnbergisches — Weihnachtsgebäck. Noch im Jahre 1929 zur Weihnachtszeit in Nürnberg gekauft. Die Form stammt aus dem 17. oder 18. Jahrhundert (eher noch wohl aus dem 17.)

Wenn wir auf die vielen alten Vorstellungen eingehen, aus denen die bis zum heutigen Tage völlig lebendigen Gestalten der deutschen Weihnachtszeit erwachsen sind, so befinden wir uns dabei in guter Gesellschaft! Auf dem oben erwähnten Volkskundetag in Bremen hat A. Spamer darauf hingewiesen, daß die Gestalten der deutschen Weihnachtszeit g e r m a n i s c h e R ü c k b i l d u n g e n d e r c h r i s t l i c h e n E r s c h e i n u n g s i n d. Der heilige Nikolaus erscheint nach ihm erst ziemlich spät, nämlich im 15. Jahrhundert, a l l g e m e i n im Brauchtum. Dabei treten die alten, überkommenen Gestalten als Geister wieder hervor; der „rauhe Percht", der Ruprecht, wird von der christlichen Kirche zum „Knecht" Ruprecht gemacht. Soweit Spamer. Auch Otto Lauffer bemerkt in seiner „Niederdeutschen Volkskunde", daß alter germanischer Brauch, christliche Anschauung und neu entstandene Sitte sich auf das Weihnachtsfest zusammengedrängt und daß Reste heidnischer Umzüge sich erhalten haben, obgleich sie schon seit dem frühen Mittelalter durch geistliche und weltliche Obrigkeiten immer wieder unterdrückt worden sind.



Der Kinderfresser. Süddeutsches Fliegendes Blatt aus dem 17. oder 18. Jahrhundert. Aus Augsburg

Diese heidnischen Umzüge nun sind es, bei denen wir zum erstenmal in der Geschichte der deutschen Weihnachtsgestalten festen Boden unter den Füßen haben. Der 6. Dezember, bekanntlich der Tag, der von der christlichen Kirche dem heiligen Nikolaus geweiht ist — auch im protestantischen Kalender heißt der 6. 12. Nikolaus! —, ist nämlich gleichzeitig der Tag der ersten Rauhnacht! (M. W. ist darauf bisher noch nicht hingewiesen worden!) In den Rauhnächten gehen bekanntlich die Perchten um, laufen quer über die Felder, tanzen lärmend durch Dorf und Gehöft. Dieses Perchtenlaufen ist zweifellos weit verbreitet und zu kultischen Umzügen ausgestaltet gewesen, denn die Kirche verbietet bereits im 7. Jahrhundert das „Laufen über die Felder in zerrissenen Kleidern". Daß das Verbot aber nicht überall durchgeführt worden ist, bzw. heimlich umgangen wurde, beweist uns u. a. eine gute, geschnitzte Perchtenmaske des 18. Jahrhunderts aus Partenkirchen, die sich im Schloß Bellevue zu Berlin befindet und ausdrücklich als „Perchtenmaske aus einem Nikolausspiel" bezeichnet wird. Hier ist also in eine Art Volksschauspiel — ein Nikolausspiel — die alte heidnische Gestalt, die von der Kirche nicht überwunden werden konnte, hineingenommen worden. Dem aufmerksamen Beobachter kann nicht entgehen ,daß die christlichen Gestalten dieser weihnachtlichen Spiele in ihrer Tätigkeit und in ihrer Wichtigkeit für den Spielablauf meist hinter den alten volkstümlichen Gestalten zurücktreten; ja, daß sie sich sogar häufig mit stummen Rollen begnügen und schon dadurch als jüngere Zutaten erweisen. (Auf diese Beobachtung wurde auch seinerzeit in einem der volkskundlichen Vorträge im Archäologischen Institut zu Berlin hingewiesen.)

Die meisten der volkstümlichen Weihnachtsgestalten sind irgendwie schreckhaft, bedrohend, geisterhaft. Das hängt wohl damit zusammen, daß die Kirche sie ins Geisterhafte verweisen, aber doch nicht restlos verdrängen konnte. Da ist z. B. der Kindlifresser, in Deutschland als Kinderfresser noch bis auf den heutigen Tag als sogenanntes „süddeutsches Marzipan"



Die Butzenbercht, die die ungezogenen Mädchen holt. Deutscher Holzschnitt, Fliegendes Blatt, 17. — 18. Jahrhundert. Aus Süddeutschland

— ein Eierschaumgebäck auf dem Nürnberger Weihnachtsmarkt, der dort Christkindlmarkt heißt —, käuflich. Dieser Kindlifresser, der die bösen Kinder, meist die Knaben, gleich reihenweise verschlingt, steht in Bern auf einem der schönen Brunnen, die so recht ein Wahrzeichen dieser alten Stadt bilden. Die Berner Brunnen, meist zwischen 1540—50 entstanden, sind von jeher eine Angelegenheit der ganzen Stadt gewesen, zu ihrer Errichtung hatten sich besondere Genossenschaften gebildet. So kommt es, daß bei den Berner Brunnen die volkstümlichen Motive überwiegen und die klassische und biblische Belesenheit der Stadtväter zurücktrat. Ein deutsches fliegendes Blatt des 17./18. Jahrhunderts wiederholt das Kinderfresser-Motiv.

Das weibliche Gegenstück zum Kinderfresser ist die „Butzenberchtl", die in ihrem Tragekorb vor allem die ungezogenen Mädchen mit sich nahm, aber auch auf einem Blatt des ausgehenden 18. Jahrhunderts dem ungezogenen Jungen die Hosen abgezogen hat. Sie ist aber nicht nur böse, sondern hat auch einen Korb mit Puppen und Nußknackern — einem alten Nürnberger Spielzeug — bei sich. Ihr Name setzt sich zusammen aus „Butzen" und „Perchta". Also die Geisterperchta, denn „butzenweis" = geisterhaft, kommt (Hinweis von Dr. O. Plaßmann) bereits bei Walther von der Vogelweide vor. Und Perchta, deren Existenz zuweilen angezweifelt wird, steckt ja wohl schon im alten Ortsnamen Berchtesgaden. Die Butzenberchtl ist beim Grafen Pocci, dem liebenswerten Kinderfreund, im Jahre 1867 bereits ein gebeugtes altes Weiblein mit einem großen Tragekorb geworden, die einen kleinen Weihnachtsengel oder gar das Christkind auf ihrem Buckel trägt, während die Kinder hinter ihr her laufen und von ihrem lebendigen Gepäck Äpfel zugeworfen bekommen.

Der Weihnachtsmann im Elsaß kommt mit brennenden Lichterbäumchen, auf dem Kopfe trägt er einen kleinen Tiegel mit Feuer (dem Julfeuer ??). Seine Begleiter sind Nebel- und Schneegeister. Deutsche Radierung um 1840



Der Weihnachtsmann, Knecht Ruprecht, Hans Ruprecht, Pelzmärtel, Pelzmärtel-Nikolaus, und wie die Gestalt sonst noch mit hundert Namen heißt, ist ebenfalls wieder aus vielen Einzelzügen zusammengewachsen. Märtel = Martin heißt er überall im Fränkischen, im Gebiet der alten Martinskirchen, die, vielfach auf Hügeln germanischer Götterverehrung stehend, das Gebiet der Franken begrenzen. Und daß er den Pelz trägt, das hängt wohl doch mit der Vermummung zusammen, die die Kirche bereits vor 1300 Jahren untersagt. Er kommt sonderbarerweise alle Donnerstage der Weihnachtszeit — der Donnerstag ist überhaupt der Tag, an dem die Weihnachtsbräuche ausgeübt werden —, klopft an oder wirft Erbsen an die Fenster, läßt Äpfel und Nüsse in die Stuben hineinrollen. Auf einem Bilde der 1840er Jahre hat er noch sehr viel vom Waldgeist an sich und trägt einen Quersack, vorn für die Geschenke, hinten für die bösen Buben.

Recht bemerkenswert erscheint eine Abbildung des elsässischen Weihnachtsmannes auf einem radierten Blatt der gleichen 1840er Jahre. Der Gabenbringer trägt nämlich auf dem Haupte ein Töpfchen mit Feuerbrand und hinter ihm erscheinen schemenhafte Gestalten, Eis- und Nebelgeister.

So bricht bei all diesen Figuren, die mehr oder minder im ganzen deutschen Sprachgebiet noch umgehen, die alte germanische Herkunft durch, — sicher zusammengewachsen mit vielen anderen Vorstellungen, aber dem forschenden Auge doch noch erkennbar.



Der heilige Nikolaus mit seinem Knecht. Kalender-Kupfer von J. J. Mettenleiter, um 1800. Mettenleiter hat viele Kalender-, Almanach- und Schulbuchillustrationen geliefert. Auch hier ist die aktive Rolle völlig bei dem Knecht oder Begleiter, während der Heilige ziemlich unbeteiligt dabeisteht



Der Nürnberger Urbansritt mit dem ausgeputzten Bäumchen, das einer der Vorläufer unseres bekanntlich als „heidnisch" von der römischen Kirche bezeichneten Weihnachtsbaumes sein dürfte. Holzschnitt nach einer aquarellierten Federzeichnung der Nürnberger Städtischen Bücherei. Das Original stammt aus dem 16. Jahrhundert

Und ebenso, wie die deutschen Weihnachtsgestalten aus mehr als einer Quelle kamen, so steht es auch mit unserem verketzerten „heidnischen" Weihnachtslichterbaum. Eine wenig bekannte Abbildung, eine aquarellierte Nürnberger Federzeichnung des 16. Jahrhunderts sei hier genannt. Sie zeigt den Urbansritt, der in Nürnberg bis mindestens ins 18. Jahrhundert hinein geübt wurde. Der Heilige Urban ist bekanntlich der Patron aller der Leute, die irgend etwas mit dem Wein, seiner Zucht und Pflege zu tun haben. Dieser Heilige zog in Nürnberg auf dem Rosse sitzend, in der Hand den Kelch mit Wein, im festlichen Umgang durch die Stadt. Vor ihm trug man einen ausgeputzten Baum, mit Lebkuchen, kleinen Geschenken, z. B. Spiegeln usw. behangen. Sollte nicht hier einer der Ursprünge des deutschen Weihnachtsbaumes zu suchen sein?

Neues vom alten Wodan

Von J. O. Plaßmann

Im Novemberheft 1933 dieser Zeitschrift hatte ich Mitteilung gemacht von einem Brauche, der noch in Westpreußen geübt wird: Wenn auf dem Hofe ein Stück Jungvieh geboren war, so nahm die Großmutter die Eihaut, Haam genannt, mit einer Gabel (Heu- oder Mistgabel) und hängte sie in einem Apfelbaum des Gartens auf die Äste. Als der Gewährsmann sie fragte, warum sie das tue, entgegnete sie nur: „Das ist der Wôd." Krähen und Raben fraßen dann den „Haam" auf.

Ich hatte damals darauf hingewiesen, daß es sich hier sicher um ein altes Wodansopfer handele, zumal dem Wodan ja seine Opfergaben durch Aufhängen an Bäumen dargebracht wurden (auch das Erhängen als Gerichtsstrafe war ein Sühneopfer an den Gott). Die Raben (heute meist Krähen) verzehren als Wodes Vögel das Opfer. Jedenfalls ist es einer der seltenen Fälle, daß heute noch im Volksmunde mit einer alten Sinnverbindung auch der Name einer altgermanischen Gottheit fortlebt — sehr im Widerspruch mit gelehrten Meinungen, die diese Welt als längst und vollständig untergegangen ausgeben. Die Mitteilung hat inzwischen zahlreiche Ergänzungen gefunden, und es zeigt sich, daß nicht nur der Brauch, sondern in einzelnen Fällen auch der Name „Wod" noch bis heute erhalten ist. Ich lasse die Mitteilungen, die uns fast durch ganz Deutschland führen, nachstehend folgen.

F. Hencke in Königsberg i. Pr. schreibt:

In Natangen, der Landschaft südlich des unteren Pregels, wurden im Plattdeutschen die Eihäute oder die Nachgeburt, „de Hame" (dumpfes a, nach o gezogen) genannt, hochdeutsch Hamen, hinter den Stall getragen und dort meistens von den Hunden aufgefressen. Ob der Brauch noch heute geübt wird, ist allerdings nicht bekannt. — Hier haben wir also nur noch die letzte Stufe der Entwicklung. Dagegen ist er im niedersächsischen Gebiet noch weit verbreitet, wie Theodor Finmann in Altona mitteilt. In der Lüneburger Heide wird besonders auf abgelegenen Höfen die Nachgeburt (Ham) der Kuh um die Äste einer alten Eiche nahe bei dem Viehstall geschlungen, wo Krähen und Raben sie sich holen. „Dat is de Wod", sagt der Heidjer, ohne dabei an Wodan zu denken. Der Grund ist unbekannt, es geschieht, weil es eben seit unvordenklichen Zeiten so gemacht worden ist. In allen anderen Gegenden nimmt man die Nachgeburt des Pferdes, während die des Viehs (Rindviehs) stets vergraben wird. So wird in Niederhessen (Bezirk Kassel) und in der Provinz Sachsen nur der Hamen des Pferdes an die Außenwand des Stalles gehängt; dort glaubt man damit das Gedeihen von Stute und Füllen zu sichern.

In Teilen von Holstein wie auch im Jeverland mußte, wie Finmann weiter mitteilt,

die Nachgeburt des Pferdes *besonders hoch* an einen Baum gehängt werden, damit das junge Pferd auch später den *Kopf hoch trage*, worauf ja großes Gewicht gelegt wird. Das ist ein Deutungsversuch, der ziemlich vereinzelt ist. In der Gegend von Bremen wurde ebenfalls nur der Hamen vom Pferde an die Äste einer *Eiche* gehängt, damit das Fohlen gut gedeiht. Im südwestlichen Mecklenburg wählte man dagegen einen Obstbaum, besonders den Pflaumenbaum, zum guten Gedeihen von Stute und Füllen. Es muß also offenbar ein *fruchttragender* Baum sein, wie er ja auch schon in germanischer Zeit zum Schneiden der Losstäbe benutzt wurde. Anscheinend hat nie jemand über den Sinn des Brauches nachgedacht, er wurde ausgeführt, weil es von alters so Sitte war. Man umging vielleicht, wie Finmann meint, das bei Einführung des Christentums erlassene strenge Verbot, Pferde zu opfern, indem man nur jene Teile den heiligen Raben des Gottes zum Opfer weihte.

Von demselben Brauch berichtet Wilhelm Wesemeyer in Halle aus seiner Heimat Ivenrode, Kreis Neuhaldensleben. Auch dort wird nur der „Haam" von Pferden geopfert, andere Tiere haben diesen Vorzug nicht. Der Brauch ist zwar nicht mehr allgemein, aber noch bei sehr vielen Bauern üblich.

Amtsgerichtsrat Schohusen in Rüstringen stellt eine Anzahl von Mitteilungen zusammen, die dem Buche von L. Strackerjahn, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg (Oldenburg 1919) entnommen sind. Es heißt da (S. 55): „Wenn Hunde eines Pferdes Nachgeburt fressen, werden sie toll." Hier kann noch der Gedanke an den „Wuterreger" Wodan hineinspielen. Auch hier heißt es (S. 144): „Die Nachgeburt der Pferde muß man an einen Baum hängen, dann trägt das Füllen den Kopf hoch — sonst stirbt es oder gedeiht wenigstens nicht." In Dötlingen sagen viele (S. 124): „Der Baum müsse eine Esche", andere (Schönemoor), „er müsse eine Eiche sein"; in den Marschen, wo es keine Eichen gibt, wählt man regelmäßig eine Esche. Die Nachgeburt hängt bis zum nächsten Jahre. Das Kopfhochtragen wird auch so erklärt, das Füllen werde eine vorteilhafte, stolze Haltung annehmen. Der Brauch des Aufhängens ist nachzuweisen in Butjadingen, friesische Wede bis nach Ostfriesland hinein, Goldenstedt und dem benachbarten Hannover, Kneheim bei Cloppenburg. An mehreren Orten ist der Brauch jetzt (beim Erscheinen der 1. Auflage 1867) unbekannt, aber früher bekannt gewesen (Oyte, Großenkneten usw.). In Goldenstedt wählt man einen Baum, der einen passenden abgestorbenen Zweig trägt, und dieser wird dann Jahr auf Jahr benutzt. (Der „dürre Zweig" spielt im Rechtsbrauch auch eine entsprechende Rolle! Pl.) Die Nachgeburt bleibt darauf hängen, bis sie von selbst verschwindet. Wer den Brauch nicht kennt, glaubt, ein altes verwittertes Leder wäre dort aufgehängt. Offenbar diente dies auch dem Gedeihen des Baumes selbst, denn es wird ausdrücklich betont: „Damit ein Obstbaum gut trage, muß man ihn schlagen (der „Schlag mit der Lebensrute"? Pl.) oder die Nachgeburt eines Pferdes hineinhängen" (Jeverland). Der Verfasser stellt es noch als fraglich hin, welcher Gottheit dieser Gegenstand geweiht war; der an einzelnen Orten erhaltene Name weist aber eindeutig auf Wodan hin. Schohusen kennt den Brauch noch aus eigener Anschauung aus seiner Heimat Altenhuntorf, 13 Kilomter östlich von Oldenburg, wo die Nachgeburt der Pferde mit einer Mistgabel in einen Eschenbaum gehängt wurde.

Zu dem dürren Ast ist noch zu bemerken, daß nach der verbreiteten Sage von der Wiederkehr des Helden (Kaiser Rotbart, Dietrich von Bern) dieser seinen Schild an den *dürren Baum* hängen wird, der dann wieder grünen soll.

Dr. E. H. Maßmann in Hoyel, Bezirk Osnabrück, teilt mit: Ich kenne denselben Volksbrauch aus der Umgegend von Varrel, Grafschaft Diepholz. Dort sah ich ihn mehrfach ausgeführt, zum letzten Male noch im Frühjahr 1931 auf dem Bauernhofe Stegmann in Dörrieloh bei Varrel. Dort wird, wenn ein Kalb geboren ist, die Eihaut der *Kuh*, „dat Tüg" oder neuerdings einfach „Dreck" genannt, in Eichenbäumen aufgehängt, und

zwar „vör de Kraien", die sie dann in etwa vierzehn Tagen verzehrt haben. Oft habe ich Bauern nach dem Woher und Warum gefragt; immer aber bekam ich dieselbe Antwort: „Dat is jümmer so wäsen."

Adolf Fricke in Bremerode berichtet: Ungefähr das erste, was ich hier sah, als ich im Jahre 1896 hierher kam, war der hochbetagte Hofmeister, der mit einer langen Heuforke die Nachgeburt einer Stute im Garten hinter der Scheune auf einen *dürren Ast* hängte, über drei bis vier alte, vertrocknete und von der Witterung ausgebleichte Nachgeburten aus den Jahren vorher. Auf meine Frage nach dem Warum bekam ich die trockene Antwort: „Dat mott sau sin." Bei Kühen habe ich nie etwas darüber gehört. Eine geborene Ostfriesin teilte mir mit, daß auf ihrem väterlichen Hofe in Nortmoor bei Leer die Nachgeburt der Stute „Haam" hieß und in einem Baum (sie glaubt in einer Eiche) aufgehängt wurde, damit das Fohlen später *den Kopf gut trägt*. Die Nachgeburt der *Kuh* heißt in Ostfriesland „Tüg" und wird nicht aufgehängt. Also auch hier eine mindere Bewertung der Kuh gegenüber dem Roß.

In Holland ist der Brauch genau der gleiche, wie Dr. Nachenius aus Bennekom in Gelderland berichtet, wo ein alter Mann als Bauernknecht bei den Bauern immer die Eihaut eines Fohlens — auch hier Haam genannt — in einem Baum aufhängen mußte, „damit das Pferd später den Kopf hochhalten soll. Darum braucht man es nicht für ein Kalb zu tun", meinte der Alte, „da eine Kuh sowieso den Kopf nicht hochhält". Im übrigen fraßen das Opfer, wie er sagte, die Krähen oder es vertrocknete. Der Alte brachte übrigens den Brauch selbst in Verbindung mit der sogenannten „Glückshaube"; er meinte, wenn ein Kind „met de helm" geboren worden wäre, so hätte man diese Haut für sehr viel Geld an die Offiziere verkauft, damit sie „kugelfrei" würden. Das ist besonders überraschend, denn es muß noch auf den Glauben zurückgehen, daß „der Wod" auch in dem ihm geweihten Opfer die Macht hat, seine Schützlinge in der Schlacht zu schützen — also ein ganz uralter Glaube. Das Kind aber, das mit der „Glückshaut" geboren wurde, war hellsichtig; es mußte, wenn einer starb, später als Erwachsener bei Nacht die Sperrbäume auf den Wegen öffnen, der Todesfall wurde ihm vorher im Schlaf offenbart. Das erinnert merkwürdig an die eddische Vorstellung, daß Odin die Seinen schon vorher die Helden schauen läßt, die im Kampfe fallen werden. Müssen die Sperrbäume geöffnet werden, damit Wodans Heer, das den neuen Einherier abholt, freien Durchzug hat? Auch das würde uralter Vorstellung entsprechen.

Ein Nachklang des alten Brauches findet sich auch noch in Franken, wie Georg Neuner aus Nürnberg berichtet: Wenn bei uns ein Schwein geschlachtet wird, so schneidet der Metzger beim Zerlegen des Tieres den Nabel heraus, der nach altem Glauben der Sitz des Lebens sein soll. Dabei ist er durchaus nicht auf ein sorgfältiges Herauslösen bedacht, sondern läßt ziemlich viel Speck mitgehen. Während nun andere Abfälle auf die Dungstätte geworfen oder an Hund und Katze gegeben werden, hängt man den Nabel auf einen Baum, „für die Vögel", wie man sagt. Irgendwelche Benennungen sind bei diesem Brauche nicht mehr erhalten; er beschränkt sich aber nicht etwa auf einige entlegene Dörfer, sondern wird allenthalben auch in den Städten ausgeübt, soweit es sich nicht um gewerbliche Schlachtungen handelt.

K. Wehrhan in Frankfurt am Main gibt uns einen Überblick über die entsprechenden Bräuche bei den Angelsachsen: „Den Mitteilungen über das Aufhängen von Geweideteilen als Opfer (vgl. Germanien 1936, S. 56 f.) kann ich noch hinzufügen, daß sich auch in England ein Rest dieser Hängeopfer als weitverbreitete Volkssitte erhalten hat. Bei den alten heidnischen Opfern wurden bestimmte Eingeweideteile, Teile des eßbaren Opfertieres und ganze Opfertiere, die man nicht verspeiste, an Bäumen aufgehängt. Schon das Konzil von London verbot im Jahre 1075 u. a., daß man die Gebeine getöteter Tiere aufhänge. Das Verbot besagte gleichzeitig, warum das geschah, nämlich um Vieh-

seuchen abzuwehren. Wie zähe sich dieser Glaube erhalten hat, geht daraus hervor, daß nach der englischen Volkssitte heute noch Tiere und Tierteile aufgehängt werden mit der bewußt ausgesprochenen Absicht, Seuchen zu verhindern. Zur Zeit des Königs Eduard I. (1272—1307) wurden an einer Seuche verendete Hirsche im Forste des Königs an gegabelten Ästen von Waldbäumen aufgehängt, um der Seuche zu wehren. E. A. Philippson, der das mitteilt (Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen. Kölner Anglistische Arbeiten, herausgegeben von H. Schöffler, IV, Seite 199), fügt einige weitere Nachrichten aus neuerer Zeit hinzu. So wirft man noch jetzt in Norfolk die Nachgeburt der Schafe auf die Bäume. Der Forscher Baring-Gould sah zwei Pferde und drei Kälber an einem Baume bei Ditchling Beacon in Sussex hängen, wo man sagt: es soll für das Vieh gut sein und Unglück abwenden. Der Volkskundler Higgens berichtete, daß er im Mai 1893 zwischen Canterbury und Margate in Westbere Court (früher Island Road Farm) das Skelett eines Schafes auf einem Baume hinter dem Hause fand. Das Schaf hing an einem gegabelten Zweige. Am Anfang des Jahres waren mehrere Schafe erkrankt und verendet. Der Schäfer hatte eines genommen und in den Baum gehängt — der Schäfer sagte, daß sie oft tote Schafe in den Baum hingen — es hätte immer geholfen.

Schon die weite Verbreitung des Brauches bestätigt, daß es sich um alten Glauben handelt, ganz abgesehen davon, daß das durch die oben angeführten Mitteilungen aus dem 11. und 13. Jahrhundert noch ausdrücklich bestätigt wird. Zugleich handelt es sich wieder um ein redendes Zeugnis für die Zähigkeit und Treue der Überlieferung."

Zu diesen alten Zeugnissen kann ich nun noch ein älteres beibringen, das uns wohl am nächsten an den ursprünglichen Sinn des Brauches heranführt und auch den Namen Wodan erklärt. In der Lebensbeschreibung des heiligen Barbatus von Benevent (übrigens des einzigen langobardischen Heiligen), der zur Zeit des langobardischen Königs Grimwald (662—671) in Italien lebte, wird von einem Brauche berichtet, der noch zu seinen Lebzeiten bestand: „Obwohl die Langobarden damals bereits das Wasserbad der Taufe empfangen hatten, hielten sie doch noch an dem alten Brauch des Heidentums und beugten sich vor dem Bilde einer Schlange, statt, wie sie hätten tun sollen, vor ihrem Schöpfer. (Die Odil-Schlange war das Sinnbild der Langobarden.) Außerdem verehrten sie auch einen Baum, der nicht weit von den Mauern von Benevent stand, als heilig; sie hängten *ein Fell* daran auf, ritten dann alle zusammen um die Wette hinweg, so daß die Pferde von den Sporen bluteten, warfen mitten im Lauf mit den Wurfspießen rückwärts nach dem Fell und erhielten dann jeder einen kleinen Teil davon zum Verzehren. Und dieser Ort heißt heute noch *Votum*."

Dies *Votum* hat nun schon Jakob Grimm für eine irrtümliche Lesart des Schreibers gehalten, der das langobardische Wodan nicht mehr verstand und der denn auch törichterweise hinzusetzt „quia stulte illic persolvebant vota" — „weil sie dort törichterweise Opfer (vota) brachten". Der Vergleich mit dem oben angeführten Tatsachenstoff beweist aber, daß Grimm hier, wie so oft, mit sicherem Blicke das Richtige erkannt hatte: das Fell an dem Baume war offenbar von einem Opfertier und entspricht nach dem Sinne und Brauche genau dem „Haam" der heutigen Zeit, und wie dieser wurde es offenbar selbst „Wodan" genannt, wovon dann der ganze Baum den Namen erhielt. Daß die Teile nachher verzehrt wurden, entspricht genau dem Opferbrauche; auch das kultische Wettrennen und die zu Ehren des Speergottes geschleuderten Speere fügen sich in das Bild. Ich verweise bei dieser Gelegenheit auf den Aufsatz des Frhrn. von Bibra im letzten Heft, der von den Reitern beim Georgiritt berichtet, daß sie *vom Pferde aus* im Vorbeireiten *ihre Gaben* in einen Opferstock *warfen*. Dieser Opferstock ist stark verdächtig, aus dem heiligen Pfahl der Germanen, dem „Stapol", von der Kirche „transsubstanziiert" zu sein; und auch das „abergläubische" Werfen der Speere ist wohl in sehr einträglicher Weise in das gläubige Werfen von Geldmünzen umgewertet worden.

Noch eins ist hierbei auffällig. Wenn die dem Wodan geweihte Gabe, die an den Baum gehängt wird, selbst der „Wode" heißt, so verstehen wir vielleicht besser jene berühmte Stelle in der Edda:

Ich weiß, daß ich hing
Neun Nächte lang am *windigen Baum*,
Dem Odin geweiht,
Ich selber mir selbst.

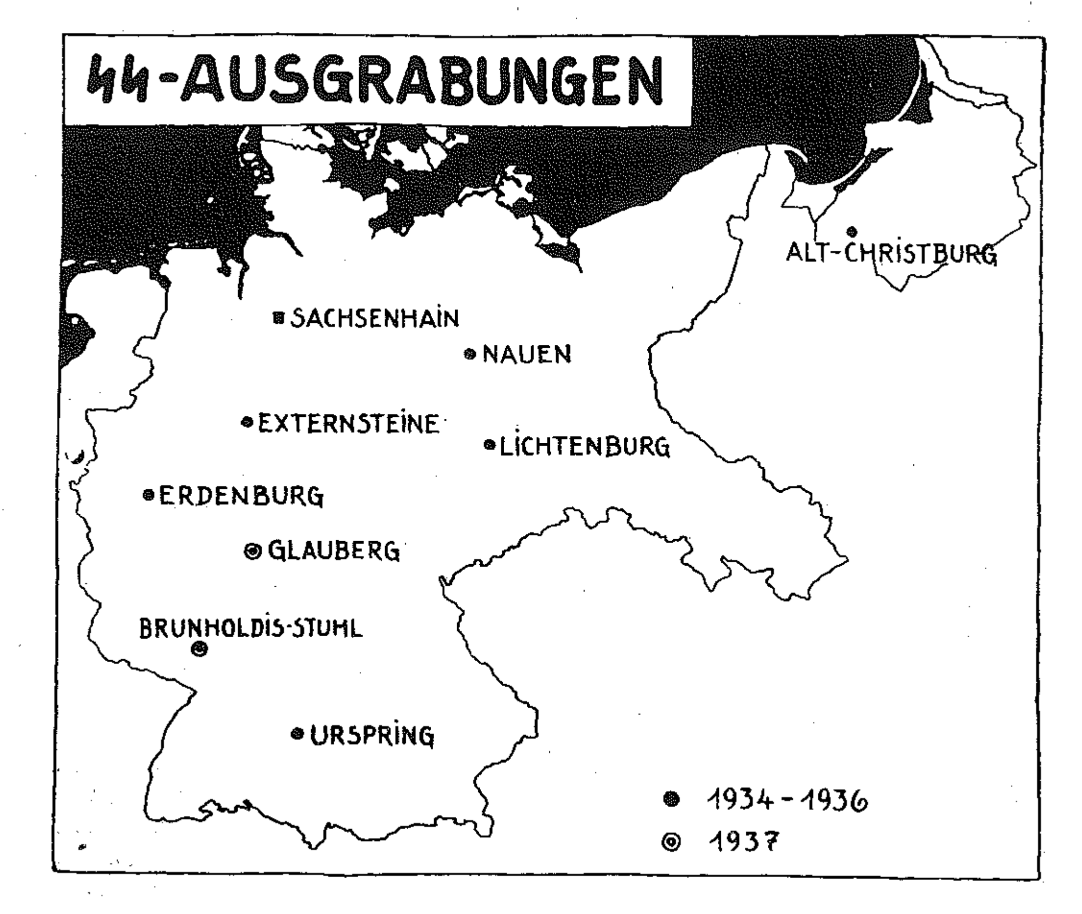
Nennen wir nicht heute noch die dem „Christkindchen" geweihte Gabe am Weihnachtsbaum selbst das „Christkindchen"? — Was ist nun der Sinn dieser Bräuche? Fetischismus, Apotropie, Sympathiezauber oder eine andere von den vielen Etiketten, die man auf diese Dinge zu kleben pflegt, ohne damit das geringste über den wirklichen Inhalt auszusagen? — Offensichtlich ist es eine sinnbildliche Handlung, die zwar nicht mehr verstanden wird, die aber ihren ursprünglichen Sinn zweifellos daher hat, daß es sich bei diesen Eingeweideteilen gerade um die Teile handelt, die gewissermaßen die Rückverbindung des betreffenden Lebewesens mit seinem Ursprung herstellen. Sie werden dadurch sinnbildliche Träger der Lebenskraft, die in den einzelnen Lebewesen und über sie hinaus wirkt und fortwirkt. Durch das Aufhängen am heiligen Baume (der durchweg ein fruchttragender ist), werden sie dem Allwaltenden zurückgegeben, dessen Kraft damit auf das Lebewesen, das daraus hervorgegangen ist, übergehen soll. Ist das „Zauber" im üblichen Sinne? Mir scheint, wir müssen dieser Gedankenwelt, wenn wir sie wirklich begreifen wollen, mit etwas andern Mitteln näherzukommen suchen, als mit einer der üblichen Schematisierungen.

Wie mir nachträglich berichtet wird, hat man auch in dem berühmten Suebengrabe von Oberflacht eine solche Eihaut gefunden. Das beweist nicht nur das Alter dieses Brauches, sondern auch seine Sinnbeziehung auf den Gedanken der Fortdauer der Lebenskraft von Geschlecht zu Geschlecht, und darüber hinaus ist es ein wertvolles Beispiel dafür, wie wir viele vorgeschichtliche Funde überhaupt *nur* dann befriedigend klären und erklären können, wenn wir sie mit unserem volkskundlichen Wissen von heute in eine sinngemäße Verbindung bringen. Wieviel von diesem Überlieferungsgut heute noch bei uns lebendig ist, das hat die vorstehende Überschau wohl ergeben, zumal sie sich sicher noch vielfältig ergänzen läßt.

Die Ausgrabungen der Schutzstaffeln

„Wir werden diese Grabungen, nicht etwa, weil wir der Wissenschaft in irgendeiner Form Konkurrenz machen wollen, sondern weil wir mit der Wissenschaft zusammen weltanschauliche Dinge suchen wollen, ganz konsequent fortsetzen ..." (der Reichsführer SS am 2. Juli 1935 bei der Besichtigung der ersten SS-Grabung auf der „Erdenburg" bei Köln).

Das ist Geleitwort und Zielsetzung zugleich für den Einsatz der SS in der Vorgeschichtsforschung. Damit ist auch schon die oft gestellte Frage beantwortet: warum unternimmt die SS Ausgrabungen? Die Wiederherstellung einer lebendigen inneren Beziehung zu den überlieferten Werten der Vorzeit ist mit Wort und Bild allein nicht möglich. Eine Ausgrabung aber ist die unmittelbare, mit allen Sinnen erfaßbare Berührung mit den wieder ans Licht gebrachten Häusern, Waffen und Geräten unserer Vorfahren. Sie erzwingt geradezu in jedem einzelnen die persönliche Erkenntnis, daß er selber auch nur ein der Zukunft verantwortliches Glied in einer sichtbaren Reihe von Menschen eines Volkes ist, dessen Schicksale wir unsere Geschichte und dessen Eigenschaften wir unsere Tradition nen-



nen. Auf dieser Linie liegen die Aufgaben der SS-Ausgrabungen. In jedem deutschen Gau sollen die geschichtlichen Mittelpunkte wieder aufgesucht und ihr lebendiger Zusammenhang mit den Feier- und Gedächtnisstunden der Nation wiederhergestellt werden. Ihre Aufdeckung erfolgt unter der tätigen Mitarbeit derer, die es direkt angeht, die in derselben Landschaft leben, die vielfach die direkten Nachkommen dieser Vorzeitstämme sein mögen. Und wer nicht als SS-Mann und Arbeitsmann bei der Grabung mittun kann, dessen Anteilnahme wird von Woche zu Woche stärker, wenn er die Grabung besucht, die Funde sieht, die Erklärung hört. Dieses persönliche Erlebnis wird dann die Wurzel bilden für weitere Gedanken über die Bindungen an Land und Rasse. Das Ziel der SS-Grabungen liegt also neben der selbstverständlichen wissenschaftlichen Bearbeitung und Verbreitung der Ergebnisse in einer möglichst vollständigen Beteiligung aller Deutschen an der Wiedergewinnung, Erhaltung und Verwertung der geschichtlichen Zeugnisse.

Die tätige Mitarbeit der SS an der Bodenforschung begann im Mai 1935 auf der „Erdenburg" bei Bensberg/Köln. Neben den Notstandsarbeitern des Kreises Bergisch-Gladbach wurde erstmalig ein Ausgrabungstrupp aus acht Kölner SS-Männern der 58. SS-Standarte gebildet und sehr erfolgreich eingesetzt[1]. Es galt einen Ringwall zu erforschen, der am Rande der Rheinebene auf einem mäßig steilen Hügel 15 km östlich von Köln liegt. In mehrmonatiger Arbeit gelang es, alle Fragestellungen dieser Grabung zu lösen und damit einen Fortschritt auf dem Gebiete der Ringwallforschung zu erzielen, der

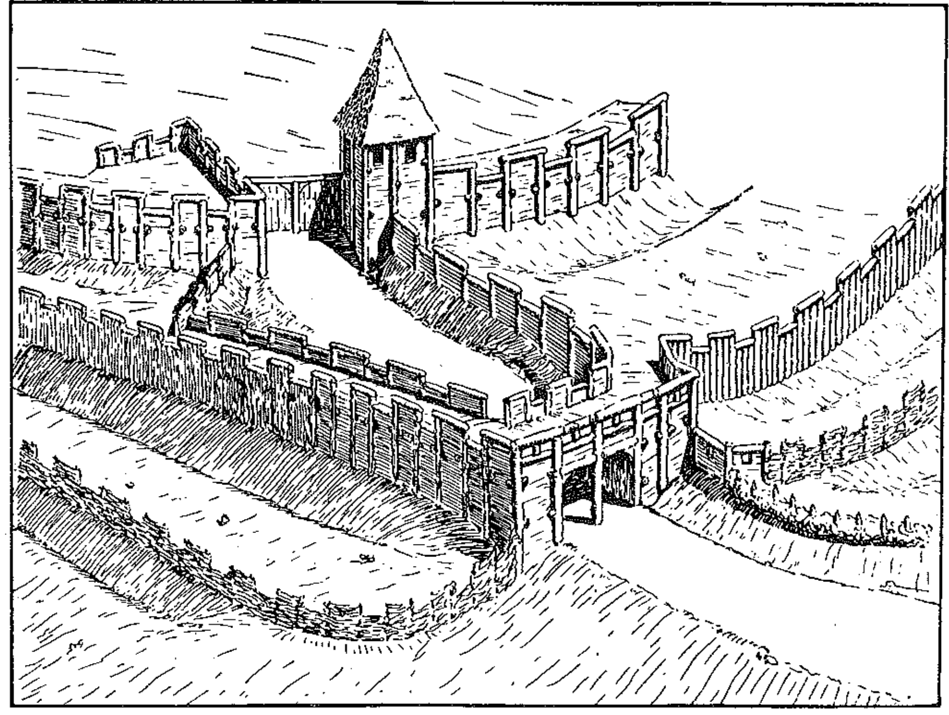
[1] Ein Vorbericht über die Grabung vom Grabungsleiter SS-Oberscharf. Dr. W. Buttler erschien in der „Germania", 20 (1936), Heft 3.

in mehrfacher Hinsicht wichtige Aufschlüsse brachte. Die wertvollste Erkenntnis bedeutete der durch die Einheitlichkeit der Scherbenfunde geführte Nachweis, daß die Burg von den germanischen Sugambrern im Kampf gegen die Römer errichtet worden ist. Dauernd bewohnt wurde sie nicht, denn im Innern fand man keinerlei Hausreste, und Gefäßscherben auch nur in so geringen Mengen, wie sie nur durch den kurzen Aufenthalt des Stammes während der Errichtung der Wälle erklärlich sind. In dreifachem ovalem Ring umzieht die Befestigung die Hügelkuppe und schließt einen Flächenraum von etwa 2 ha ein. Fast neuzeitlich wirkt dieses System der drei Stellungen hintereinander. Vor jeder liegt ein etwa 4 m tiefer spitzwinklig eingeschnittner Graben, der einen direkten Anlauf gegen die Wälle unmöglich macht. Die Brustwehren auf den Wällen bestehen aus Flechtwerk bei der vordersten Stellung, aus einer festen Palisadenwand bei der mittleren und aus einer starken Spundwand bei der hinteren, obersten, an die außerdem noch innen rings umlaufend eine Art Kasemattenraum angebaut war, dessen flaches Dach den breiten Wehrgang hinter den hölzernen Zinnen bildete.

An der Westspitze des Ovals, gegenüber der Silhouette der Stadt Köln am fernen Horizont, liegt das einzige Tor der Burg, dessen Grundriß bei der Ausgrabung erfreulich gut zutage trat. Zwischen die drei Wälle ist hier durch Querwände ein Zwinger mit einem äußeren und inneren Torbau eingebaut und an dem Rand des am Berge schräg heraufführenden Weges noch ein vierter Wall als Sturmhindernis aufgeworfen.

Hineingestellt in die geschichtlichen Zusammenhänge des deutschen Westens ist die „Erdenburg" Beispiel und Sinnbild der Kräfte, die das Weltreich Roms zerschlugen. Das Grenzvolk der Sugambrer unterlag noch der Übermacht, aber gerade in der Zeit, als es diese Burg errichtete, begann im Teutoburger Wald der Tag der Befreiung.

Die zweite Vorgeschichtsgrabung, die durch die Schirmherrschaft des Reichsführers SS gefördert wurde, zur Zeit aber noch nicht abgeschlossen ist, hat die Freilegung eines ganzen



Toranlage der Erdenburg. Rekonstruktion von Hans Schleif



Der Reichsführer SS Heinrich Himmler vor den Karten und Plänen der Ausgrabung Nauen

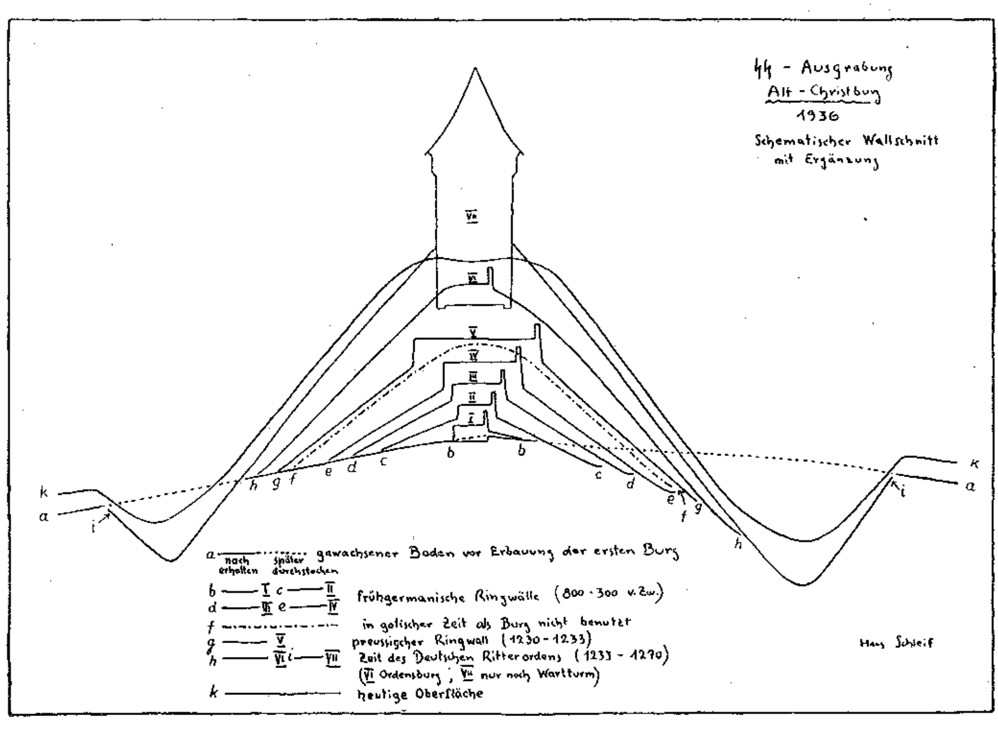
germanischen Dorfes zum Ziele. Auf dem Bärhorst bei Nauen sind die Bedingungen für diese Aufgabe günstig. Der Platz, ehemals eine Insel im Moor, ist bis heute nie wieder überbaut worden. Die Fundschicht liegt nicht tief, ihre Oberfläche ist nur durch Überackerung gestört, das Dorf hat nur kurze Zeit bis zum Aufbruch der hier siedelnden elbgermanischen Stämme bestanden, es bietet sich also ein im ganzen einheitliches und klares Bild eines germanischen Gemeinwesens aus der Zeit kurz vor Beginn der Völkerwanderung, wie es gerade für diese wichtige Epoche des Aufbruchs noch nirgends so vollkommen gefunden worden ist. Eine doppelte Palisadenreihe umzieht das ganze Dorf, dessen einzelne Gehöfte unregelmäßig im Typus des Haufendorfes nebeneinanderstehen. Drei verschiedene Arten von Häusern bestimmen den Charakter der Siedlung. Eine bisher fast unbekannte Hausform ist das Langhaus mit einer fast repräsentativen Eingangshalle an einer Breitseite, offensichtlich das bäuerliche Wohnhaus. Daneben gibt es lange Hallen, durch freistehende Innenstützen dreischiffig aufgeteilt, die wohl hauptsächlich als Ställe und Scheunen, oder auch dem Gesinde als Unterkunft dienten. Das längste Haus dieser Art ist über 40 m lang. Schließlich kommen vereinzelt noch kleine, grubenförmig eingetiefte Hausgrundrisse vor, wahrscheinlich Back- oder Vorratshäuser.

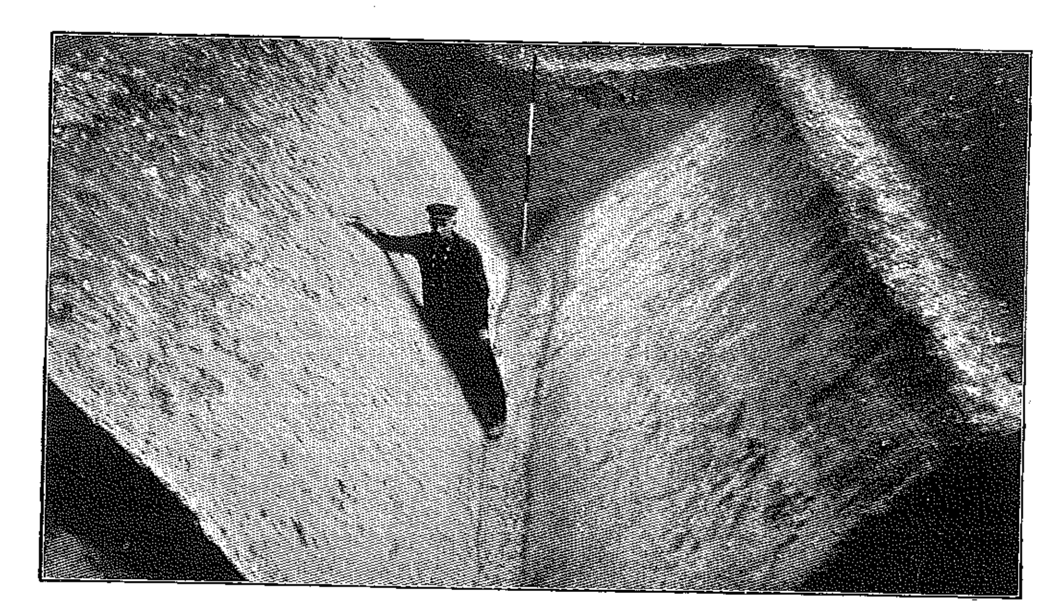
Wenn erst das ganze Dorf freigelegt ist, werden sich noch deutlichere Aufschlüsse über das Zusammenleben dieser Gemeinschaft ergeben, d. h. man wird hier erstmalig die „sozialen Einrichtungen" der Vorzeit und ihr Verhältnis zur Gesamtheit der Siedlung studieren können. Zunächst sind in der Nähe des Dorfeinganges an einem freien Platz hinter den Palisaden drei große viereckige hölzerne Dorfbrunnen freigelegt worden.

Auch im Deutschen Osten, 50 km südlich von Elbing bei Alt-Christburg wurde auf persönliche Veranlassung des Reichsführers SS im Herbst 1935 eine große Ausgrabung in Angriff genommen. Ein von der Natur begünstigter Platz, ein Hügel mit weiter Fernsicht

in einem Bogen des Sorgebaches gelegen, hat seit dem frühesten Vordringen der Germanen über die Weichsel eine bedeutsame Rolle gespielt. In jener Frühzeit vor fast dreitausend Jahren haben hier erbitterte Grenzkämpfe mit den nach Osten zurückgedrängten baltischen Völkern stattgefunden. Nicht weniger als fünfmal sind die mächtigen hölzernen Bollwerke, mit denen der Hügel befestigt war, in Flammen aufgegangen. Erst als Goten und Burgunden in einer kräftigen zweiten Welle die Grenze des germanischen Raumes weiter nach Osten vortrugen, kehrte Ruhe ein und anderthalb Jahrtausende lang bewohnten und umgaben friedliche Siedler den Burgberg. Vom Norden kam mit preußischen Einwanderern neuer Zustrom ins Land und mischte sich in friedlicher Durchdringung unter die alteingesessenen Germanen. Erst als der Deutsche Ritterorden im 13. Jahrhundert von Preußen Besitz ergriff, entbrannten generationenlange erbitterte Kämpfe im ganzen Land. Auch der Burgberg von Alt-Christburg wurde wieder befestigt, die alten Wälle erhöht und die Gräben vertieft. Mehrmals wechselte er zwischen 1230 und 1280 den Besitzer, bis der Ritterorden den blutgetränkten Boden aufgab und sich an anderen ihm günstigen Plätzen neue Burgen baute. Heute noch stehen die Wälle, die seit fast 700 Jahren unberührt liegen, bis zu 10 m hoch hinter tiefen Gräben. Bei der Ausgrabung wurden große senkrechte Schnitte hineingelegt, an deren Wänden die schwarze, mit Holzkohle durchsetzten Schichten, die in kurzen Abständen übereinanderliegen, wie ein symbolisches Heldenmal von Sieg und Untergang die vorgeschichtliche Entwicklung widerspiegeln. Das Innere der Burg war stets bewohnt, eine hohe mit Scherben und Werkzeugen gefüllte Fundschicht und darunter Hausreste verschiedener Zeiten gibt davon Zeugnis. Hier wird im nächsten Jahre die Arbeit wieder einsetzen.

Ein Zug des benachbarten Reichsarbeitsdienstlagers Rosenberg übernimmt die schöne und verantwortungsvolle Aufgabe, die Grabung auszuführen. Damit erfüllt sich in idealer Weise einer der Programmpunkte der SS-Grabungen: nicht die Wissenschaft als solche, sondern die deutsche Jugend soll der Hauptnutznießer dieser Arbeit sein. Wer mit Spaten





Die Erdenburg bei Bensberg. Spitzgraben

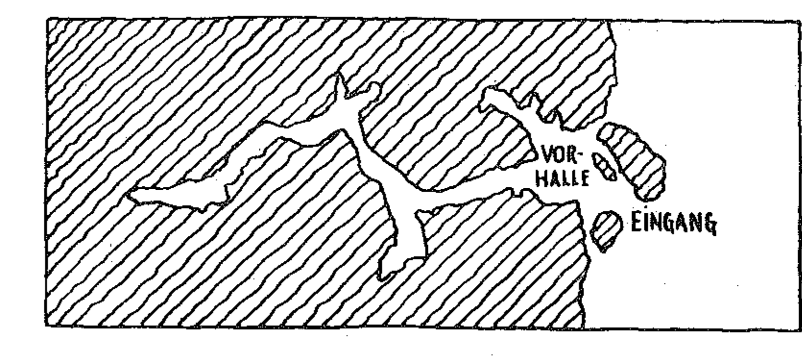
und Schaufel Schulter an Schulter mit den Arbeitskameraden einen ganzen Sommer lang die mannigfaltigen Spuren der reichen Vergangenheit seiner engeren Heimat aufdeckt, der wird für alle Zukunft ein persönliches, auf eigenen Gedanken aufgebautes Verhältnis zu den Denkmälern der Vorzeit gewonnen haben.

Noch weit über die eigentliche deutsche Vorgeschichte hinaus in die Urgeschichte der Menschheit überhaupt führte eine Grabung des Reichsführers SS im Lontal (Württemberg) bei Urspring. Dort liegt nur 20 m oberhalb des Quelltopfes der Lone eine Höhle in besonders günstiger Lage, nach Südosten geöffnet, nahe der Einmündung eines Seitentales, mit freiem Ausblick über die Hänge des anderen Ufers, mithin ein idealer Platz für den Jäger der Eiszeit, um hier zu rasten und dem an die Tränke wechselnden Großwild aufzulauern.

Die Grabung unter Leitung von Prof. Riek, Tübingen, hat diese Vermutung vollauf bestätigt. Bis zu 26 m tief im Innern des Berges hinter einem engen Durchschlupf verzweigt sich eine geräumige, an den bewohnten Stellen 2 m breite und 4 m hohe Höhle, die auch in der Eiszeit ein erträgliches Klima gehabt haben wird. Hier wurden als Speiseabfälle die Knochen von Mammut, Rentier, Bison, Wildpferd, Höhlenbär und Schneehuhn gefunden. Die Benutzung der Höhle vor etwa 70 000 Jahren ist erwiesen durch zwei prachtvolle steinerne Lanzenblätter jener Urzeit, wie sie in gleicher Schönheit und vollendeter Technik in Deutschland noch nicht gefunden wurden.

Das wichtige Gebiet der Alt-Steinzeitforschung wird der Reichsführer SS auch weiterhin durch andere Grabungen erweitern und fördern.

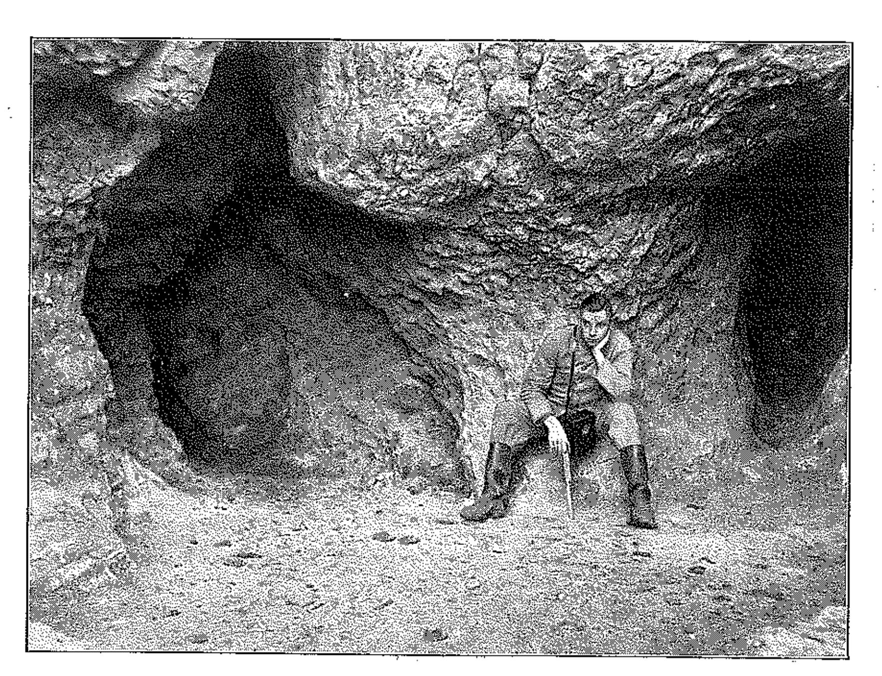
Als bei der Anlage eines Schießplatzes in Lichtenburg/Sachsen vorgeschichtliche Gräber der „Lausitzer" Gruppe gefunden wurden, ließ der Reichsführer SS auch hier das Gelände planmäßig ausgraben mit dem Erfolg, daß auch noch germanisch-burgundische Brandgrubengräber aus der Zeit kurz vor der Völkerwanderung gefunden wurden. Ein sehr bedeutsamer Fund, der erst im nächsten Jahr eingehend untersucht werden kann, wurde mitten unter den Gräbern gemacht. Ein kreisförmiger Grundriß von 9 m Durchmesser, mit einem kalkhaltigen Fußboden überzogen und von Balkenlagen umgeben, läßt ein Gebäude erkennen, das aber nach seiner Lage kein gewöhnliches Wohnhaus sein kann, sondern



Die Höhle von Urspring. Grundriß

in irgendeinem kultischen Zusammenhang mit den „Lausitzer" Gräbern gestanden haben muß. Dadurch gewinnt dieses Gräberfeld, zumal wenn es gelingt den Zweck des Gebäudes noch weiter zu klären, eine besondere Bedeutung, da wir trotz der weiten Verbreitung der „Lausitzer" Kultur noch keineswegs ausreichend über Herkunft und Sitten dieses Volkes unterrichtet sind.

Nachdem mit der Ausgrabung solcher Plätze der wissenschaftlichen Erforschung Genüge getan ist, verfolgt der Reichsführer SS mit der Pflege und Ausgestaltung dieser geschichtlichen Stätten Ziele, die über das bisher Übliche weit hinausgehen. „Denkmalschutz" genügt nicht, es soll nicht dabei bleiben, mit Einzäunung und Gedenktafel ein Museumsstück in der Landschaft zu vermerken. Nein, es muß erreicht werden, daß diese Orte, an denen in früher Vorzeit das tätige Leben unserer Vorfahren pulsierte, auch von uns immer wieder aufgesucht werden, wenn wir uns zu einer Stunde des Gedenkens an das Erbe unserer Väter versammeln wollen. In solchem Sinne wird das gewaltige Naturdenkmal der Externsteine bei Detmold in einer Form wiederhergerichtet, wie es diesem Mahnmal frühester Verehrung höherer Mächte würdig entspricht. Und ebenso ist in dem „Sachsenhain" bei Verden (Aller) durch die Aufrichtung von viertausendfünfhundert Findlingen eine Ge-

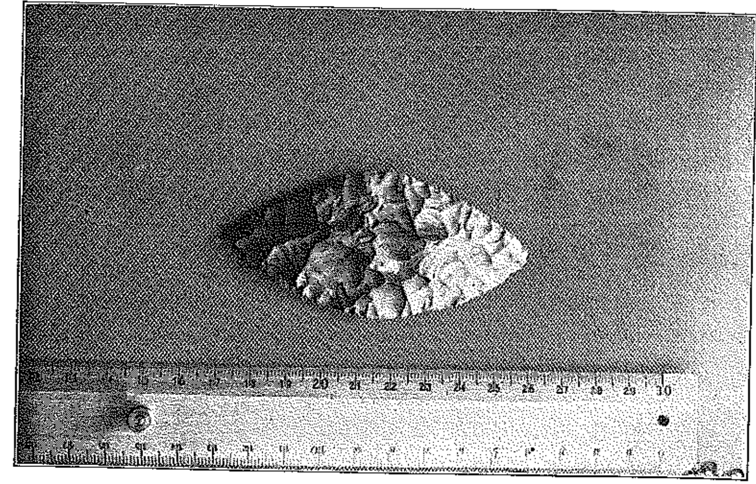


Urspring. Vorhalle der Alt-Steinzeit-Höhle

dächtnisstätte geschaffen worden für die Blutzeugen im Kampf um die Selbständigkeit der niedersächsischen Art.

Mit der tätigen Beteiligung an der Bodenforschung und mit der Herrichtung geschichtlicher Pflegestätten ist jedoch der Beitrag, den die Reichsführung SS zur deutschen Vorgeschichtsforschung leistet, noch nicht abgeschlossen. Ebenso wichtig wie die Arbeit der Wissenschaft ist auch die Veröffentlichung und Verbreitung ihrer Ergebnisse in einem Rahmen, der dem Wert der Dinge angemessen ist. So trägt die Zeitschrift der SS, das „Schwarze Korps", mit programmatischer Beständigkeit die Errungenschaften der Forschung in Bild und Wort weit ins deutsche Volk. Für Verbreitung und Schulung innerhalb der Schutzstaffeln sorgt das Rasse- und Siedlungs-Hauptamt. Auch in der Richtung des modernsten Lehrmittels, des Films, ist kürzlich ein Vorstoß gemacht worden, der zunächst ein Anfang und eine Anregung sein soll. Die Ausgrabung in Nauen bot den willkommenen Anlaß zu unserem Vorgeschichtsfilm „Deutsche Vergangenheit wird lebendig".

Der Wunsch nach einem Vorgeschichtsfilm bestand sicher in weiten Kreisen schon lange. Aber wie sollte man das Problem anfassen? Wohl wird heute vielfach bei Ausgrabungen gefilmt, aber solche Streifen werden kaum über den engen Kreis der Sachverständigen hinaus verständlich gemacht werden können. Andererseits muß ein sogenannter „populärer" Film, womöglich noch mit einer Spielfilmhandlung gegenwartsnah gemacht, unvermeidlich zu nationalem Kitsch werden. Es galt also, einen Mittelweg zu finden und, ausgehend vom Kern der Vorgeschichtsforschung, der Ausgrabung, alle die Fäden zu spinnen, die in der Gegenwart enden und damit die lebendige Substanz der Vergangenheit als unsterblich erweisen. Unter diesem Gesichtspunkt hat die Reichsführung SS den Kulturfilm geschaffen, der allen Volksgenossen, die ihn sehen werden, eine anregende Aufklärung gibt über den Gang und die Ergebnisse einer Ausgrabung. Symbolhaft beginnt der Film mit dem Anmarsch des Arbeitsdiensttrupps, der zusammen mit dem SS-Ausgrabungstrupp die Spatenarbeit durchführt. In eindrucksvollen Bildern, unterstützt von wohlabgewogenem Text, werden die Geheimnisse einer Grabung erklärt. Pfostenlöcher, die archimedischen Punkte des Siedlungsforschers, werden gefunden, gemessen, geschnitten, ausgehoben, markiert und schließlich zum Hausgrundriß miteinander verbunden. Unter Ausnutzung der Möglichkeiten, die der Filmtrick für eine Rekonstruktion bietet, entsteht über den tatsächlich gefundenen Pfostenlöchern noch einmal im Bilde das germanische Haus mit der steinernen Herdgrube in der Mitte. Kleinfunde und Keramik leiten über zu den großen geschichtlichen Zusammenhängen, den Zügen der Elbgermanen gegen den Limes, die durch bewegliche Karten ver-



Lanzenblatt aus Urspring (Alt-Steinzeit, ca. 70000 Jahre alt)

anschaulicht werden. Sehr folgerichtig sind die unmittelbaren Wirkungen der Ausgrabungen in den drei Richtungen Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung dargestellt. Man sieht den Wissenschaftler in der Werkstatt, wo er die Funde wieder herstellt und verarbeitet, man sieht, wie die Jugend unmittelbar in der Grabung und später im Schulzimmer lebendige Anregung und Belehrung erfährt, und man sieht drittens, wie die Arbeitsmänner in ihrer Freizeit, angeregt von Gedanken und Vermutungen beim Ausgraben, die Ergebnisse des Arbeitstages für sich selber noch vertiefen, wie sie nach den Grabungsplänen ein Modell des Dorfes bauen.

Der Schirmherr der Grabung, Reichsführer SS Heinrich Himmler, verfolgt die Arbeit mit reger Anteilnahme, die man an den Bildern deutlich erkennen kann, wenn er die Pläne betrachtet, die Grabung besichtigt und mit den Gelehrten diskutiert. Man kann den Führern der Nation nicht dankbar genug sein, daß sie ihren Einfluß und ihre weitreichenden Kräfte in solcher Weise für die Förderung kultureller Arbeit einsetzen. Der Film als Ganzes ist ein erster Versuch, und wenn er von zuständiger Stelle mit dem höchstmöglichen Prädikat „staatspolitisch wertvoll" ausgezeichnet wurde, darf man diesen Anfang als geglückt bezeichnen und auf eine erfolgreiche Weiterarbeit hoffen.

Auch am Schluß dieses Überblicks über die Arbeit der Schutzstaffeln für die deutsche Vorgeschichte soll wieder ein Wort des Reichsführers SS aus seiner Kölner Ansprache stehen: „Wir werden uns dieser Aufgabe mit derselben Zähigkeit widmen, mit der sich die Schutzstaffel allen anderen Aufgaben gewidmet hat."

Berlin, Nov. 1936

SS-Obersturmführer Prof. Dr. Langsdorff SS-Untersturmführer Dr. Schleif

Die Bücherwaage

R. R. Schmidt, **Jungsteinzeit-Siedlungen im Federseemoor.** 1. Lieferung 1930, 80 Seiten Großoktav, 38 Textabbildungen, 12 Tafeln. 40,— RM. 2. Lieferung 1936, Stuttgart, Enke, S. 81—187, Tafel 13—29, 50,— RM.

Die vorliegende Veröffentlichung, die eine dritte Lieferung demnächst abschließen wird, ist das grundlegende Werk über die berühmten Moorsiedlungen Süddeutschlands. Prof. R. R. Schmidt gibt einen Überblick über die bisherige Forschung und berichtet vor allem eingehend über die von ihm geleitete Ausgrabungsarbeit des Tübinger Urgeschichtlichen Instituts, die sich über zehn Jahre hinzog. Erst diesen neuen Forschungen, die eine neue, immer weiter vervollkommnete Ausgrabungstechnik zur Anwendung brachten, gelang es, die steinzeitlichen Bauten bis in alle Einzelheiten aufzuklären. Diesen Grabungen verdanken wir die Erschließung der „am besten erhaltenen, reichsten Baudenkmäler der Steinzeit". Dem Überblick über die Geschichte der Ausgrabungen läßt R. R. Schmidt eine Abhandlung über den „geologischen Aufbau des Federseebeckens" folgen und legt dann das gesamte Ausgrabungsmaterial über Aichbühl, die größte der bisher ausgegrabenen Siedlungen, vor. Seite 160 bis 187 bringt die Zusammenfassung der Ergebnisse und die Auswertung für die urgeschichtliche Bauforschung, die die nächste Lieferung weiterführen wird. Hochbedeutsam ist der Vergleich der Moorbauten des Federsees mit dem nordischen und dem altgriechischen Holzbau. „Beide, das nordische Holzmegaron (= rechtwinkliger Blockbau) und das Megaronhaus des ägäischen Gebiets, haben den gleichen Zellorganismus. ... Schon die formale Übereinstimmung des Megaronhauses in beiden Gebieten, die sich, wie später darzulegen ist, auch auf das Einzelne des Aufbaus erstreckt, ist nicht denkbar ohne gemeinsamen Ursprung dieses Baugedankens, ohne Verbindung seiner geistigen Träger" (S. 184). R. R. Schmidt weist in den Haustypen der Aichbühler Moorsiedlung zwei Grund-

formen nach, „die einerseits zur Gestaltung des antiken Haus- und Tempelbaues, andererseits zum nordischen Stabbau geführt haben“ (S. 186). In der Schlußlieferung wird Prof. Schmidt den baugeschichtlich-vergleichenden Teil vervollständigen; man darf auf diese abschließende Lieferung des Werkes besonders gespannt sein. Schon nach dem jetzt vorliegenden Teil kann gesagt werden, daß hier bis in alle Einzelheiten hinein der Nachweis der nordischen Herkunft des altgriechischen Haus- und Tempelbaues geglückt ist. Auf die Fülle hochwichtiger Einzelheiten genauer einzugehen, fehlt hier leider der Raum. Doch muß noch hervorgehoben werden, daß höchst wichtige Schlüsse sich daraus ergeben, daß hier nicht nur Einzelbauten, sondern ganze Siedlungen freigelegt wurden. In der Siedlung Aichbühl ist klar erkennbar das Führerhaus, das Versammlungshaus mit Vorplatz und zwei Pfählen in Nordostrichtung (über deren vermutlich kultische Bedeutung vgl. S. 160, Anmerkung) und die Herdhütte, die wahrscheinlich das ewige Dorffeuer enthielt. R. R. Schmidt vermutet, daß diese Rundhütte mit Flechtwand zuerst angelegt und nur bei Gründung der Siedlung vorübergehend als Kochhütte benutzt wurde, vor allem aber ein ständiges Feuer für die Anwohner enthielt (S. 177, 186). Sowohl in Altgriechenland wie in Altrom und im keltischen Altirland kannte man Gemeinschaftsherde der ganzen Siedlung, auf denen ein ewiges Feuer unterhalten wurde, und überall wurde dies ewige Feuer, das als heilig galt, in Rundbauten bewahrt. Nach der Beschreibung bei Ovid war der Vestatempel Roms, der das ewige Feuer enthielt, ursprünglich eine einfache, mit Stroh bedeckte Hütte mit Wänden aus Flechtwerk, hatte also eine sehr ähnliche Form wie die steinzeitliche Herdhütte Aichbühls! Vgl. zum Rundbau im germanischen Bereich noch Herm. Phleps, Ost- und westgermanische Baukultur, B. 1934, S. 11 f, und Hoops, Reallexikon unter Haustypen und Hütte.

Dr. Otto Huth, Bonn.

Otto Huth, **Die Fällung des Lebensbaumes, Die Bekehrung der Germanen in völkischer Sicht.** Berlin, Widukind-Verlag A. Boß, 1936. 1,20 RM.

Selbstanzeige: Der Hauptteil dieser Schrift hat folgende neun Abschnitte: Die Fällung des heiligen Baumes, die Tötung der Hausschlange, die Löschung des heiligen Feuers, der Auszug der Unterirdischen, das Verbot der Lieder, die Ächtung des Spielmanns, das Verbot der Märchen und Sagen, die Fesselung des Tänzers, das Verbot der Weissagung und der Traumdeutung. — Die Bekehrung weist der Verfasser als die erste nihilistische Aktion in Europa nach; das Sinnbild der Bekehrung ist die Fällung des Lebensbaumes. Wie der Baum, wird der Mensch entwurzelt, vom nährenden Heimatboden gelöst. So fordert es paulinisch-christliche, d. h. jüdisch-jahwistische Lehre. Aber das Heidentum war nicht mit einem Schlage zu erledigen, durch die ganze deutsche Geschichte hindurch geht der Kampf der beiden unversöhnlichen Welten weiter. Es gibt kaum einen heidnisch-germanischen Volksbrauch, der nicht von den Kirchen und christlichen Obrigkeiten im Laufe der deutschen Geschichte mehrmals verboten worden wäre. Die Verbote der Volksbräuche und des Volksglaubens sind oft das wichtigste urkundliche Belegmaterial, auf das der Volkskundler angewiesen ist! Diese Belege sind zugleich Urkunden eines haßerfüllten Kampfes gegen bodenständiges, überlieferungstreues Volkstum und offenbaren die abgrundtiefe Volksfremdheit des jüdischen Christentums. Eine Zusammenfassung des zerstreuten Materials fehlte bisher; sie wird hier geboten, wobei allerdings der Verfasser sich auf eine Auswahl beschränken muß. Damit wird für die Betrachtung der entscheidend wichtigen Frage nach dem Verhältnis von Volkstum und Christentum neuer, in diesem Zusammenhang bisher weniger beachteter Stoff bereitgestellt. Die Schrift ist ein Beitrag zur Unterscheidungslehre von Volkstum und Christentum, ohne deren Kenntnis kein Volkskundler mit Erfolg zu arbeiten vermag.

Kein höheres Gut hat ein Volk als seine Sprache. Man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengung die Sprache schändet. Sie werden wie Flocken zerstieben, wenn Deutschland, sich selbst erkennend, alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Viergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. III. Vj. 1936 3800. Pl. Nr. 3.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 Januar Heft 1

Aus dem Inhalt:



Verlag von K. F. Koehler · Leipzig

»Germanien«, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

Zeitschrift der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold", Bandelstr. 7

Jährlich erscheinen 12 Monatshefte

Bezugspreis vierteljährlich RM 3.— einschließlich Zustellgebühr. Einzelheft RM 1.20

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig Nr. 4234

Bezugsart. Die Monatshefte können durch jede Postanstalt, durch den Buchhandel oder vom Verlag bezogen werden

Beschwerden wegen Ausbleiben der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11, zu senden. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen.

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden. Ausführliche Besprechungen erfolgen in der Gruppe „Die Bücherwaage"

Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigenabteilung der Monatshefte (K. F. Koehler, Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorhergehenden Monats angenommen. Die Preise werden jederzeit gern mitgeteilt

K. F. Koehler Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, Fernsprecher 64121

Inhalt des Januarheftes

Die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e.V., Detmold"

hat den Zweck, alle Deutschen zusammenzufassen, die den Wert der Erforschung der eigenen Vorgeschichte erkannt haben. Sie verfolgt das Ziel, Wissen über die eigenen Ahnen im deutschen Volke zu verbreiten und Verständnis für seine Vorgeschichte zu erwecken. Wer diese selbstlosen Bestrebungen unterstützen will,

werde Mitglied der Vereinigung!

Jährlich in der Pfingstwoche wird eine öffentliche Tagung abgehalten, bei der Denkmäler aus germanischer Zeit gezeigt werden. Sie sind zahlreicher in der deutschen Landschaft vorhanden, als gemeinhin angenommen wird.

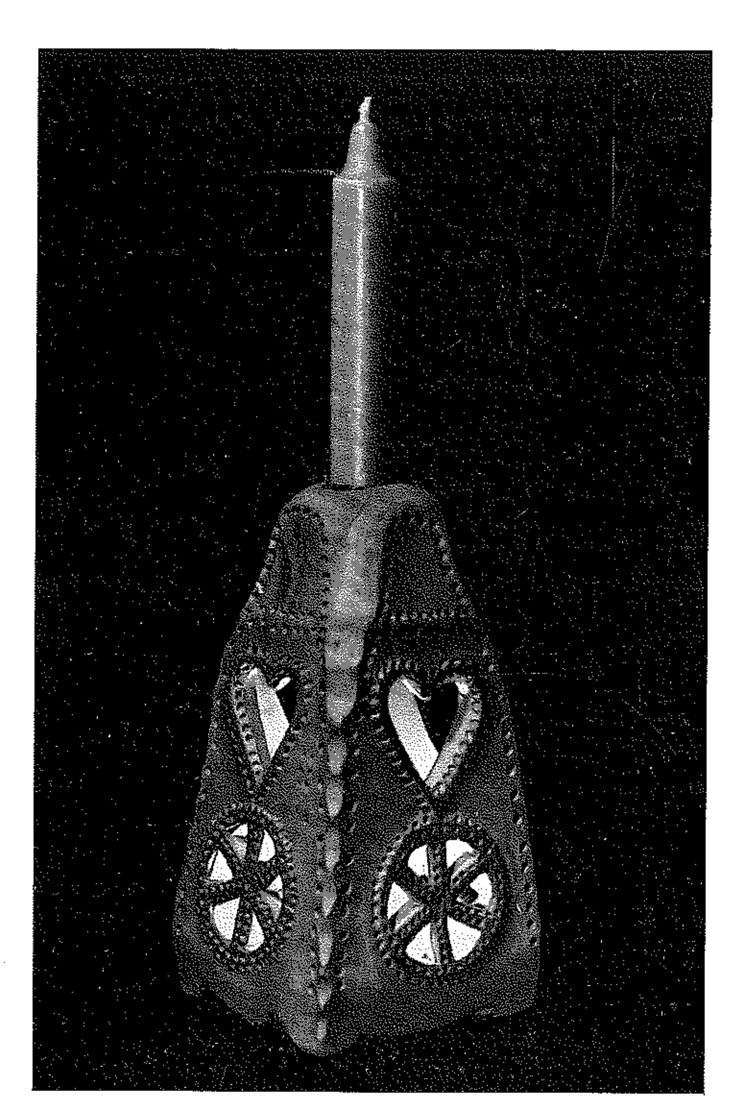
Anmeldungen sind an die Hauptstelle, Detmold, Bandelstraße 7, zu richten

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, e. V., Sitz Detmold

Fernruf Detmold 2766

Leipzig, Dezember 1936 Heft 12

Germanien





Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Deutschen Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Straße 12

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Adolf-Hitler-Damm 12

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt einen Turmleuchter des germanischen Volksbrauches, der zum Julfest entzündet wird. (Zum Leitaufsatz S. 371)

Das vorliegende Heft enthält Verzeichnisse folgender Firmen:

J. F. Lehmanns Verlag, München und Koehler & Amelang Verlag, Leipzig

Wir empfehlen unseren Lesern, diese Beilagen zu beachten.

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12 zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Adolf-Hitler-Damm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigenabteilung der Monatshefte (K. F. Koehler, Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorhergehenden Monats angenommen

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

An alle deutschen Studenten!

Erbe sein, bedeutet Vorrecht und Verpflichtung. Je größer das Vorrecht, um so größer ist die Verpflichtung für den, dem das Erbe zu treuen Händen übergeben ist. Es gibt aber kein heiligeres Erbe als das Ahnenerbe, das uns in Blut und Geist überkommen ist, es gibt keine höhere Verpflichtung, als die, dieses Ahnenerbe zu wahren, zu mehren und all denen zuteilwerden zu lassen, die als Miterben ein Anrecht darauf haben.

Hierzu ist vor allem die geistige Führerauslese des deutschen Volkes berufen, zu der die deutsche Studentenschaft im nationalsozialistischen Staate herangebildet werden soll. Dieser Führerauslese den Blick zu öffnen für die ewigen Wesenheiten des deutschen Volkstums, für den germanischen Grundbestand des deutschen Wesens, ihr Gefühl zu wecken für seine unvergänglichen Werte, die sie in Leben, Lehre und Tat dem gesamten Volke vorleben soll — das ist die allerdringendste Forderung, die unsere Zeit an die deutsche Studentenschaft stellen muß.

Der deutsche Student aber braucht ein Rüstzeug, das ihn über das trockene Fach- und Brotstudium hinaus zu diesem Kampfe um die deutsche Seele befähigt, zu dem er vor allem berufen ist. Aber gerade den tätigsten und begeistertsten Kräften in unserem studentischen Nachwuchs fehlt es oft an den Mitteln, sich dies Rüstzeug zu beschaffen, das über den notwendigsten Bestand an wissenschaftlichem Schrifttum hinausgeht.

Um diese Kräfte zu vollwertigen Kämpfern für unsere völkische Erneuerung auszurüsten, haben sich die Freunde des „Deutschen Ahnenerbes" e. V. zusammengeschlossen und einen Sonder-Kampfschatz geschaffen, aus dem einer möglichst großen Schar von Studenten die Zeitschrift „Germanien" gestiftet werden soll. In Zukunft soll es keinen deutschen Studenten, gleich welcher Fakultät, mehr geben, der nicht mit den vieltausendjährigen Grundlagen unseres Volkstums und seinen heutigen Lebenszeugnissen von Grund auf vertraut ist.

Jeder Deutsche, dem an diesem Ziele und damit an der Zukunft unseres deutschen Geistes gelegen ist, trete dieser Kampfgemeinschaft bei! Er hilft dem deutschen Studenten sein geistiges Rüstzeug zu liefern, von dem die künftige Ausrichtung unseres Führernachwuchses abhängt.

Bisher wurden 1573 Jahresbezüge gezeichnet.

Die Spenden erfolgen durch Bestellung eines Halbjahres- oder Jahresbezuges unter der Sonderbezeichnung „Studentenkampfschatz Germanien" beim Deutschen Ahnenerbe e. V., Berlin C 2, Brüderstraße 29.